

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Burkina Faso

vom 18. Oktober bis 29. November 2008

**Von Griots, Blitzschlag und Scherzbeziehungen zu
Fernsehen, Handy und Globalisierung:
Burkina Faso und der Einfluss von Kultur und
Tradition auf seine nachhaltige Entwicklung**

Von Sonja Funke

Burkina Faso, vom 18. Oktober bis 29. November 2008



Inhalt

1. Zu Person und Projekt	152
2. Aus dem Sauerland nach Afrika?	152
3. Die Burkinabé, die Aufrechten	154
4. Welche Kultur meinen Sie? Junge Journalisten und ein älterer Filmemacher	155
5. Radio Munyu: Frauenradio für Männer	158
6. Tausche Rotwein gegen Erdnüsse: „Femme-Chef“ von Issouka	161
7. Modeste Yaméogo: Unicef in der Woche, Mossi-Chef am Wochenende	162
8. „C’est la création!“: die Kunsthandwerksmesse SIAO	166
9. Und noch ein Festival! Die „Nuits atypiques de Koudougou“ (NAK)	169
10. An der Ecke ein Fetisch: Von der Natürlichkeit des Spielens und des Präsentierens	171
11. „Positive, positive!“ Die Künstler im Village Artisanal	173
12. „C’est pas facile!“ – Unfälle, Krankheit und Tod in Burkina Faso	175
13. Was wissen wir denn? Rationalität ist nicht alles	177
15. Religion – alles irgendwie Glaubenssache?	184
16. Zwischen Eigenverantwortung und Familiensinn: Familiärer Alltag	184
17. Uni oder Dorf? „Die Schokoladenseite behalten“	186

18. Die Suche nach den Schuldigen: die Hexen	188
19. „Man muss kreieren!“	190
20. Fazit	194
21. Dankeschön	195

1. Zu Person und Projekt

Raus aus dem Sauerländer Dorf, rein ins burkinische Village: Sonja Funke, Jahrgang 1975, geboren in Brilon (Hochsauerlandkreis) studierte im Anschluss an eine Bankausbildung an der Ruhr-Universität Bochum Publizistik, Politik- und Literaturwissenschaften auf Magister. Ein Schwerpunkt ihrer Abschlussprüfung war deutsche Entwicklungspolitik. Nach Tätigkeiten im kulturellen Bereich für die Universität Dortmund und die Dortmunder Museumsnacht und als Journalistin für die Westfälische Rundschau und den WDR sowie einem Auslandssemester im französischen Tours arbeitet sie seit 2004 wieder in ihrer Heimat. Nach dem Volontariat ging sie zurück als Redakteurin in die Lokalredaktion der Westfalenpost Brilon. Im Sauerland berichtet Sonja Funke sehr oft über Programme zur nachhaltigen Entwicklung. Immer wieder fällt hier der Begriff der „Agenda 21“: Das Leitpapier, das 179 Staaten 1992 in Rio unterzeichnet haben, sieht vor, dass sich Aktionen in der Gesellschaft stets an globalen, übergeordneten Zielen orientieren sollten. „Global denken, lokal handeln“: Bürger arbeiten in einigen deutschen Kommunen jetzt sehr engagiert in Arbeitsgruppen für den lokalen Gedanken einer zukunftsfähigen Region in dieser Welt. Ein faszinierender Ansatz, der aber gleichzeitig heimische Städte überfordert, weil er eben so weit reicht.

Nicht nur Deutschland hat die weltweiten Agenda-Ziele, sondern auch Burkina Faso. Wie aber stellt sich die Situation in einer afrikanischen Kommune dar? Haben Menschen überhaupt die Möglichkeit, sich an globalen Wünschen zu orientieren? Diese Fragen führten die Reporterin nach Westafrika, um zu schauen, wie sie dort aussieht, die so genannte Bürgergesellschaft und welchen Einfluss Kultur und Tradition womöglich auf eine nachhaltige Entwicklung haben. In Burkina Faso hat ihr ausgerechnet ihre Kenntnis des Dorflebens vieles erleichtert. Das war für sie selbst überraschend – und hat sie ein wenig stolz auf die sonst so viel belächelte Heimatregion gemacht. Raus aus dem burkinischen Village, rein ins Sauerländer Dorf. Und – gerne – wieder zurück.

2. Aus dem Sauerland nach Afrika?

Und, lächeln die Afrikaner wirklich mehr als wir? Wenn sich eine doch angeblich so bodenständige gebürtige Sauerländerin entschließt, nach Burkina Faso zu gehen, dann hat sie sich das gut überlegt. Dann muss die Neugierde überwiegen, nach Großstadt und Europa etwas ganz Anderes kennen zu lernen und zu sehen, ob es wirklich so anders ist. Dann sind so

naive Fragen im Kopf, wie, ob in burkinischen Dörfern womöglich Gesangsvereine existieren?

Die Menschen zu sehen, die trotz ihrer Not vielleicht sogar mehr lächeln als wir, und über sie zu schreiben, das empfand ich als persönliche Herausforderung. Die Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation berichtete, dass es spannende Projekte in Burkina Faso gebe, die von Einheimischen initiiert wurden – zum Beispiel den Frauensender Radio Munyu, der aus entlegenen Dörfern berichtet. Mein Entschluss war gefasst: Da will ich hin!

Eines interessierte mich von Anfang an besonders: Kultur und Kunst – wie funktionieren sie in Burkina Faso? Bringen Sie den Burkinabé Lebensqualität, trotz aller Misere? Schaffen Musik, Tanz und Geschichte einen Zusammenhalt oder bremsen sie gar die so genannte Entwicklung? Rund 14,1 Mio. Einwohner auf einer Landesfläche, die ein bisschen größer ist als die der alten Bundesrepublik; eine Fläche, die durch die Trockenheit so unwirtlich ist, dass ich mich frage, wie es sich in einem derart gebeutelten Binnenland leben lässt. Dem HDI (Human Development Index) auf Datenbasis 2005 zu Folge ist Burkina Faso das zweitärmste Land der Welt. Unterentwickelter (nicht ärmer) nach diesem Index, der sich aus der Lebenserwartung in Jahren, der Alphabetisierungsrate und dem Pro-Kopf-Einkommen berechnet, ist nur Sierra Leone.

Aber hier passiert dennoch einiges, das weltweit Aufsehen erregt: Das panafrikanische Filmfestival FESPACO wird in der 1,5 Mio. Einwohner fassenden Hauptstadt Ouagadougou ausgerichtet, damit alternierend tummelt sich hier alle zwei Jahre ganz Westafrika zur größten Kunsthandwerksmesse, der SIAO. Es gibt zahlreiche Festivals, Maskenfeste und eine ausgeprägte Musiklandschaft mit Rappern, Reggae-Bands und Popsängern.

Mit all diesen Dingen im Kopf fliege ich am 18. Oktober nach Westafrika – und bin am ersten Tag entsetzt von den vielen Eindrücken in der Großstadt Ouagadougou: An den Ampeln betteln alte, aus ihren Dörfern ausgestoßene Frauen (sie sollen Hexen sein) und Straßenjungs. Mofas, Eselkarren, große Autos und Fahrräder sorgen für ein ziemliches Verkehrschaos. Die Straße zu überqueren, das grenzt an einen Selbstmordversuch, vor allem zu Stoßzeiten.

Leben in Burkina Faso ist anstrengend. Schlafen bei 30 Grad in der Nacht. Dazu immer diese Angst, von einer Malaria-Mücke gestochen zu werden und an „Palu“ zu erkranken. Jeder Tag birgt, gerade wenn man wie ich in einer afrikanischen Familie lebt, eine kleine Katastrophe. Irgendwer ist immer krank, hat einen Unfall gehabt oder verdient kein Geld.

Aber es gibt auch immer wieder Burkinabé, die mich beruhigen. Sadou, mein Gastgeber in Ouagadougou, sagt schnell, ich sei „gut tropikalisiert“, was wirklich ein Kompliment ist.

Nach einer Woche nehme ich die Straßenzustände, den Verkehr und alles Drumherum schon gar nicht mehr so extrem wahr wie am Anfang. Ich lerne die einfache Küche zu nutzen, wenn ich Hunger habe, und zu den Mahlzeiten ordentlich zu essen. Und die Burkinabé sind so unglaublich gastfreundlich! Ich riskiere Fahrten auf der Mobylette und vergesse, dass ich keinen Helm trage. Stattdessen bewundere ich die (kurzen) Sonnenuntergänge – ein Traum.

Ja, es ist total anders in Burkina Faso, aber ich bin nicht 2.000 Jahre zurück. Fast jeder besitzt ein Handy. Ich sehe Hausmädchen, Töchter reicher Eltern und Verwaltungsangestellte, die jeden Mittag gegen zwei in den Wohnzimmern verschwinden, um im Fernsehen Herz und Schmerz zu erleben. „La Belle Mère“ (die Schwiegermutter) – eine brasilianische Telenovela irgendwo zwischen Dallas und Dornenvogel – entführt sie in eine Welt, die sie für die europäische halten.

Das alles strömt auf mich ein – während ich recherchiere. Jedes Gespräch ist auch eines zur Situation im Land. Ob mit meinem Gastgeber, der bei der CENI, der unabhängigen staatlichen Wahlaufsicht, arbeitet. Ob mit Studenten, Dorfchefs, Journalisten oder Touristen-Führern.

So entschuldige ich mich bei Griots (Geschichtenerzählern) und bekannten Künstlern, die nach meinen ersten Recherchen von zu Hause aus eigentlich mein Hauptthema sein sollten: Ihr werdet nur eine kleine Rolle in meinem Bericht spielen. Denn in Burkina angekommen, fand ich euch nicht mehr so spannend wie zuvor. Ich werde euch in vielen Kapiteln ein Augenmerk schenken; zwischen den Zeilen kommt ihr vor, aber nicht mehr. Denn das wahre Leben spielt sich überwiegend außerhalb eurer Tätigkeit ab. Kultur existiert in Kunst, aber vor allem im Verhalten. Sie spiegelt sich wider in Kirche, Politik, Wirtschaft, Handwerk und Medien. Und da habe ich nachgehört.

„Nach Gott kommen direkt die Weißen“, sagen einige Burkinabé zu einer deutschen Entwicklungshelferin, als sie zum ersten Mal ihr Haus im Computer bei Google Earth erblicken – und nachdem sie ihnen erklärt hat, dass menschliche Satelliten wie die Sterne im Weltall herumschweben. Ein gutes Beispiel dafür, wie fremd den Burkinabé solche Technologien, angebliche Zeichen des kulturellen Fortschritts, sind.

Aber was ist eigentlich Kultur? Wieso maßen wir uns so gerne an, unsere Kultur, also grob: unsere Lebensweise, als „die eine“ und „die echte“ zu verstehen? Schauen wir doch mal bei den Burkinabé vorbei – ohne Maßstab, einfach so.

3. Die Burkinabé, die Aufrechten

Die drei großen Stauseen sind das Eindrucksvollste, das mir auffällt, als ich meine erste Runde durch Ouagadougou, die Hauptstadt Burkina Fasos,

drehe. Diese „Barrages“ sind überlebensnotwendig in der mehr als eineinhalb Millionen Einwohner fassenden Stadt – und sie sagen so viel aus über das Land und seine Kultur. In nur vier Jahren unter Thomas Sankara haben die Bewohner von 1983 bis 1987 die Wasser-Reservoirs mit ihren eigenen Händen erbaut. Jetzt, zum Ende der Regenzeit, sind sie prall gefüllt.

Wie kein anderer hat Präsident Sankara an den Stolz seiner Landsleute und ganz Westafrikas appelliert. Darum benannte er damals auch das Land um, eine symbolische Geste. Um es äußerlich von der Kolonialzeit abzusetzen, gab er Obervolta einen afrikanischen Namen. „Burkina“ ist dem Mooré, „Faso“ der Sprache Dioula entnommen: Beides bedeutet zusammen in etwa „Land der aufrechten Menschen“. Denn Burkina Faso, das 1919 zur französischen Kolonie Obervolta wurde, dann im Jahre 1932 unter den Nachbarkolonien Französisch-Sudan (heutiges Mali), Niger und Elfenbeinküste aufgeteilt und 1947 auf Drängen der Mossi-Chefs doch wieder zur eigenständigen Kolonie wurde, ist durch das friedliche Zusammenleben seiner Ethnien geprägt. Seit 1960 ist das Land unabhängig. Bis heute ist es vor allem der Süden, der wegen seiner Wasservorkommen grünt, wo Reis und Zuckerrohr wachsen und wo teilweise sogar zwei Ernten im Jahr möglich sind. Nicht so im Norden des Landes und auch nicht in der Hauptstadt Ouagadougou.

Thomas Sankara prägte sein Land in kurzer Zeit. Und auch heute, 20 Jahre nach seiner Ermordung, ist dieser burkinische Nationalheld mindestens zweimal wöchentlich Thema in den Zeitungen. Eine Art politischer Märtyrer, der sehr viele gesellschaftlichen Einschnitte wollte. Er verbot die Polygamie und wollte die Beschneidung stoppen. Er ließ seine Minister kleine Autos fahren und baute viele Straßen. Aber er war auch ein Mann des Militärs und er wandte für seinen Traum eines sozialistischen Staates radikale Methoden an. So machte er sich in vier Jahren nicht nur beliebt bei der Bevölkerung.

Zu den Bürgern: In dem Staat Burkina Faso leben nicht weniger als 60 Ethnien zusammen, dominiert von den Mossi, die fast die Hälfte der Bevölkerung ausmachen und bis heute einen Großteil der Regierung stellen. In diesem Land ist niemand richtig streitsüchtig, so scheint es. Alle wollen Harmonie – und mancher Politiker, wie zum Beispiel der Populist Laurent K. Bado, der den afrikanischen Gemeinschaftssinn wider den weltweiten Kapitalismus setzt, sieht auch darin einen Grund für das bestehende Elend.

4. Welche Kultur meinen Sie? Junge Journalisten und ein älterer Filmemacher

Joussef, Dramane, Alassane, Fabrice und Ismaël sind aufgeregt: Einer von ihrer journalistischen Assoziation (Vereinigung) hat über eine Art burkini-

sche Superstar-Suche geschrieben. Der Gewinner der letzten Folge sei nicht auf rechtem Wege ermittelt worden, es habe Probleme bei der Abstimmung mit SMS gegeben, die Organisation sei schlecht gewesen. Jetzt will der Produzent der Fernsehsendung vor den Kadi gehen, weil ihm der Artikel natürlich missfiel. Die Assoziation weiß nicht, wann sie reagieren soll – sofort oder erst nach der Anklage? „Immer sollen wir nur schön schreiben, aber dies war die Wahrheit“, sind sie entrüstet.

Dass sie frei und unabhängig seien versichern aber anschließend alle, der Korrespondent von Top-Visages, einem westafrikanischen Magazin, ebenso wie die beiden Redakteure der staatlichen Zeitung Sidwaya, der Journalist von Radio Jeunesse und der Redakteur von Radio Municipale, des Bürgermeister-Senders. Natürlich könnten sie alle jederzeit ins liberale Norbert-Zongo-Zentrum gehen, um Anfang Dezember zum Beispiel den zehnjährigen Todestag seines Namensgebers zu feiern. Norbert Zongo, Herausgeber der Wochenzeitschrift *L'Independant*, ist am 13. Dezember 1998 erschossen in einem verbrannten Auto aufgefunden worden. Er hatte zum Tod des Chauffeurs des Präsidenten recherchiert. Die Anklage gegen den angeblichen Initiator des Attentats wurde 2006 aufgehoben, das „Dossier Norbert Zongo“ ist seitdem nicht wieder geöffnet worden. Journalisten fordern dies wiederkehrend, so auch während meines Aufenthaltes, als eine Petition rechtzeitig zum zehnjährigen Todestag unterzeichnet auf die Reise geschickt wird. Alles verbunden mit einer Diskussion zur Weltwirtschaftskrise und einer Präsentation des Films „We feed the world“.

Joussef, Dramane, Alassane, Fabrice und Ismaël sind allesamt Kulturjournalisten. Sie sind zusammengeschlossen in der „L'Association des Journalistes et Communicateurs pour la Culture (J 2 C)“. Sie alle setzen sich mit der Realität Burkina Fasos auseinander, mit ihrem Dasein und ihrem Lebensweg. Alle sind stolz, dass sie studiert haben. Alle rezensieren Dramen. Alle besuchen Ausstellungen. Alle, so sagen sie, praktizieren in ihren Dörfern die alten Zeremonien.

„Und wenn ich ein Tier opfern müsste, dann würde ich das tun“, sagt Fabrice ohne mit der Wimper zu zucken. Dies sei die Tradition, sie gelte es zu pflegen und was die Familie sage, habe oberste Priorität. „100 Prozent der Burkinabé sind Animisten“, ergänzt Alassane – und dann fangen sie an, von Aberglauben zu reden.

Wen es in der Hand jucke, der bekäme Geld. Wer etwas in dem Moment sage, wenn ein anderer niese, dem geschehe das, wovon er gerade geredet habe. Würde er also vom Heiraten sprechen, dann würde er eben heiraten. Wer auf einen Stein auf der Straße trete, der würde seine Prüfung nicht schaffen. Die fünf Journalisten kennen jede Menge solcher Dinge, die sich

nicht erklären lassen und behaupten auch nach dreimal nachfragen noch, dass sie das wirklich glauben.

Angesprochen auf die Kultur empfehlen sie, ins Theater zu gehen. Einer von ihnen tritt dort auch selbst als Schauspieler auf.

Festivals und ähnliche kulturelle Großveranstaltungen finden sie gut, um auch die kleinsten Dörfer bekannt zu machen. Noch dazu sei das Ganze meist von außen motiviert, von irgendwelchen Assoziationen und zum Beispiel mit einem Wasserprojekt verbunden. Diese Festivals zögen die Leute an und würden über längere Zeit für eine bessere Infrastruktur sorgen. Außerdem seien diese ja privat organisiert.

Gerade auch die Kunsthandwerksmesse SIAO und die Filmfestspiele FESPACO machten Burkina Faso in der ganzen Welt bekannt, sagen die fünf Journalisten unisono. Das sei genau der gleiche Effekt, wie die vielen Gruppen, die in Europa aufträten. Allerdings wollen sie, dass es solche sind, die nicht ein wildes, primitives Afrika zeigen, sondern eines mit Niveau. Nicht das Balafon (afrikanisches Xylophon) allein, aber zum Beispiel verbunden mit Reggae.

„Hier in Ouaga geht jeder zur SIAO, auch wir“, sagen die Fünf. Das sei so wie beim FESPACO, wo auch alle Burkinabé die Säle füllten. Später erfahre ich, dass sich lange nicht jeder die 500 westafrikanischen Francs Eintritt (0,75 Cent) leisten kann.

Zur SIAO gehen die Kulturjournalisten aber nicht, um zu schreiben. „Die SIAO ist Kommerz“, rümpfen sie ein wenig die Nase. Allenfalls das Material und manche Töpferarbeiten seien hier noch authentisch. Aber der Zweck heiligt eben die Mittel: „Das ist zum Leben. Man muss verkaufen.“ So bezahle und organisiere schließlich auch das Handelsministerium die SIAO. Leute kämen, brächten Geld und lernten Burkina kennen.

„Der Burkinabé drückt sich einfach aus, er spricht nicht über seine Kultur“, sagen sie. Damit gehen sie konform mit Filmemacher und Cannes-Preisträger Idrissa Ouédraogo, den ich an einem Abend zum Essen treffe. Er sagt: „Mit der burkinischen Kultur ist es wie mit dem Löwen. Er frisst einfach und fragt sich nicht warum oder denkt gar darüber nach.“ Die Afrikaner gehörten einer globalen Kultur an, aber man habe sie nie richtig miteinbezogen. Sie hätten sich trotz aller Kolonisation ihre Identität bewahrt und lebten zwischen zwei Welten.

Das sagen auch die burkinischen Journalisten. Als ich einwende, dass alle Festivals irgendwo von Europa und dem Rest der Welt mitgetragen werden, finden sie das in Ordnung. Der Staat habe das Geld nicht, um aufwändige kulturelle Ereignisse zu bezahlen.

5. Radio Munyu: Frauenradio für Männer

Zwei Kilometer außerhalb Banforas, im Südwesten Burkina Fasos, bietet sich nach der Regenzeit ein fantastischer Blick auf Zuckerrohrfelder und grüne Hügel. Vom Gelände des Senders „Radio FM Munyu (übersetzt: Toleranz, Geduld und Geschenk an sich)“ aus bietet sich eine hervorragende Sicht über das Land. Darauf, dass hier gesendet wird, weist nur ein kleiner Parabolspiegel hin. Seit dem Jahr 2000 ist diese Station ein Teil eines Projektes, das sich für die Freiheit der Frau einsetzt. „Informieren, sensibilisieren, bilden“ lautet der Auftrag des Radios. Themen sind Menschenrechte, die Gesundheit, Haushaltsführung, Umwelt und vieles mehr. Dieses Medium ist die Stimme der Assoziation „Munyu des Femmes de la Comoé (AFC Munyu)“, die viele nationale und internationale Partner hat und in Banfora außerdem ein Ausbildungszentrum für junge Mädchen betreut und in den Dörfern eigene Alphabetisierungs-Zentren eingerichtet hat. Der Sender erreicht im Südwesten fünf Provinzen, Sendungen werden in mindestens fünf heimischen Sprachen ausgestrahlt. Gesendet wird 10,5 Stunden pro Tag während der Woche, am Wochenende sind es 17 Stunden (von 6 bis 23 Uhr) auf der Frequenz 95.2 FM, die 150 Kilometer weit reicht. Radio Munyu ist regional gut vertreten, es gibt mehr als hundert „Dorfkorrespondenten“. Unter den 10.000 Mitgliedern der entsprechenden Assoziation sind viele Männer, die 200 CFA Beitrag im Jahr zahlen. Denn in Burkina Faso hören vor allem Männer Radio. Auf dem Wochenplan des Senders stehen im November morgens die Alphabetisierung, danach Schneidern, Hygiene, Küche, Moral und nachmittags auch solche Dinge wie Familienplanung. All dies mit einem Ziel: der Frau ein freies Handeln zu ermöglichen. Gleichzeitig wird hier aber auch der „Erinnerung eines Kontinents“ eine eigene Sendung gewidmet: Alle Aspekte Afrikas und der Region um Banfora von der Vergangenheit bis heute werden aufgegriffen. Märchen und Legenden werden in der „Sprache des Tages“ ausgestrahlt. Religion, die Sprache der Jugend, moderne wie traditionelle Musik, Haushalt und Landwirtschaft – die gesamte Kultur spiegelt sich hier wider, einschließlich der Politik.

Seit 2004 ist Juliette Sougué Leiterin des Senders. Als wir sie besuchen, läuft gerade eine Emission über die Gesundheit. „Service de Vie“ sei ihr Programmschwerpunkt, sagt sie.

Frage: Wie ist Ihr Selbstverständnis?

Juliette Sougué: Wir sind ein Radio, das der Entwicklung dient. Die Strukturen dafür sind da, aber in den Dörfern müssen sich die Dinge entwickeln. Die Menschen müssen verstehen, ihre Rolle und ihre Verantwortung finden. Dafür ist Geduld nötig. Unsere Leute klären in den Dörfern auf und unter-

richten die Frauen. Sie haben nicht alle ein Radio, aber in allen betreuten Dörfern gibt es einen Ort, wo sie hören können.

Frage: Welchen Eindruck haben Sie, wie sieht es im Moment in den Dörfern aus?

Juliette Sougué: Die Botschaft erreicht die Frauen, dafür ist das Radio ein Mittel. Die Assoziation ist in allen Dörfern präsent. Das Radio hilft der Assoziation, die Menschen zu sensibilisieren – auf verschiedenen Gebieten. Das ist erst einmal das Wichtigste, denn viele Eltern schicken ihre Kinder, vor allem die Mädchen, immer noch nicht zur Schule. Aber die Zahl der Schülerinnen steigt. Das größte Problem ist die Bildung. Aber wir sehen jetzt, welche Kinder zur Schule gehen. Es gibt Fortschritte. Die Frauen haben Ziele, denn sie sehen ihre Chance, aus der Armut herauszukommen. Das ist ja auch gerade ein Ziel der Assoziation Munyu: der Frau zu helfen, sich zu befreien. Natürlich muss man damit bei den Männern anfangen, sie besitzen das Radio und sie hören. Wenn wir zum Beispiel eine Emission über die Beschneidung mit Diskussionsrunde haben, dann rufen sogar Männer an. Sie beginnen zu verstehen, dass sich etwas verändern sollte. Anfangs wollten auch viele Frauen nicht, dass ihre Töchter zur Schule gehen, jetzt verstehen sie nach und nach, dass es sein muss. Noch dazu gibt es ja in jedem Ort Verbindungsleute unserer Assoziation, die nachfragen, wenn ein Kind nicht zur Schule geht.

Frage: Wo muss man anfangen bei den Frauen?

Juliette Sougué: Die Assoziation versucht, in allen Dörfern die Frauen zu alphabetisieren. Auf dem Land ist es immer noch so, dass die Frauen sämtliche Arbeiten verrichten. Aber die Assoziation will sie lehren, ihren Part besser zu bestimmen. Sie kümmern sich um Felder, Kinder und vieles mehr. Wir wollen ihnen helfen, sich besser zu organisieren. Es gibt bestimmte Tage in den Orten, an denen sie sich treffen. Sie alle sollten Zeit für die Alphabetisierung und Bildung finden und sich Freiräume schaffen. Es gibt bereits alte Frauen, die sich um die Kinder kümmern. Aber eine Art Kindergarten gibt es nicht.

Frage: Wann haben die Frauen Zeit, sich um die Bildung zu kümmern?

Juliette Sougué: Nachmittags in der Trockenzeit zum Beispiel. Aber natürlich geht es auch darum, die Männer mehr einzubinden. Wenn die Frau sich nicht wirklich frei machen kann, das heißt auch auf wirtschaftliche Art, dann ist es schwer, von Emanzipation zu reden. Ich brauche eine wirtschaftliche Kraft, um frei zu handeln. Das freie Recht dazu gehört zu den Menschenrechten, die respektiert werden müssen. Das Leben eines Paares definiert sich nicht alleine dadurch, dass man das Einkommen teilt. Es geht um gegenseitigen Respekt. Wir schulen die Männer, dass sie auch ihre Rolle haben in einer Familie. Der Mann sollte zum Beispiel Holz holen gehen, wenn

das Feuer aus ist und das einfach, um seiner Frau zu helfen und zu gefallen. Weil er sie respektiert. In diesem Sinne schulen wir Frauen und Männer. Und wir wollen eine Gleichheit der Rechte, was nicht gleichzusetzen ist mit Emanzipation. Es gibt eine Veränderung, aber nur langsam. Schließlich laufen die Frauen nicht mehr mit freier Brust herum und mittlerweile wissen sie auch, was ein Radio ist. Wir wollen Gerechtigkeit, auch die Kleidung betreffend.

Frage: Wie handhaben Sie es mit den Bräuchen in den Dörfern?

Juliette Sougué: Wir sind nicht in ihrem Geheimnis, das heißt, wir kennen die dörflichen Gegebenheiten wie Rituale und Aberglauben nicht. Dennoch wollen wir nicht, dass diese aufhören. Aber wir wünschen uns, dass schlechte Gewohnheiten aufhören. Dinge wie Opfertgaben berühren wir nicht, denn das ist örtliche Religion. Aber es gibt natürlich eine Kultur, die bewahrt werden muss, zum Beispiel das Musizieren mit dem Balafon. Die Bräuche sollen wertgeschätzt werden. Aber man muss erst einmal schauen, was es an dem jeweiligen Ort gibt. Die Initialisierung zum Beispiel ist ja nicht grundsätzlich schlecht. Wenn wir die Wurzeln kappen, dann werden sich die Leute verlieren. Sie ersetzen zum Beispiel die Beschneidung durch andere Rituale. Aber einen Ritus nach der Ernte durchzuführen, das ist in ihnen drin.

Später besuchen wir das Ausbildungszentrum (mit Restaurant) von Munyu: Hier wollen die Mädchen vor allem eines: unabhängig werden von ihren Eltern und etwas Anständiges lernen, mit dem sie ihren künftigen Ehemännern gegenüber treten können, als Schneiderin oder später auch als Lehrerin. In Ouaga hat die Assoziation Munyu einen Laden, wo sie Dinge aus der Region verkauft. Es gibt viele solcher Gruppierungen in Burkina Faso. An einem anderen Tag besuchen wir in Banfora eine Gruppe von Frauen, die Shea-Butter herstellt. Das geht nur morgens. Mittags warten die großen Säcke voller Butter bereits auf ihre Abholer.

„Ihr aus Europa helft uns nicht genug“, ist das einzige, was eine junge Frau zu sagen hat, während wir sie bei der mühseligen Produktion der Butter beobachten. Immer und immer wieder rühren ihre Hände durch den Topf mit der braunen Masse, die zum Schluss doch so hell und fest aussieht.

Die Kinder im Viertel sind freundlich: Arzt, Lehrer und vieles andere wollen sie werden.

Ein Eindruck vom Südwesten Burkina Fasos bleibt haften: Hier sind die Menschen insgesamt optimistischer. Es gibt viel Wasser, Naturdenkmäler und darum wohl auch ein wenig Tourismus. Auf den Feldern arbeiten Männer und Frauen. Anders als in Issouka, wohin mich mein nächster Besuch führt.

6. Tausche Rotwein gegen Erdnüsse: „Femme-Chef“ von Issouka

Der Eingang des Viertels sieht verlassen aus. Über kleine Wege – die große Straße wird gerade erst gebaut – kommt man schließlich zu Fuß in den Hof von Léontine Kabore, erste Femme-Chefin der Mossi-Ethnie von Burkina Faso, und damit eine Art Ministerin.

Überall liegen Erdnüsse auf dem Boden zum Trocknen. Rund zehn Frauen sitzen unter einem Verschlag, eine stillt ihr Baby. Ihre Brüste sind so ausgemergelt, dass das Kind kaum Milch zu bekommen scheint. Ich schäme mich, dass ich an diesen Ort ausgerechnet eine Flasche Wein mitgenommen habe. Aber es wurde mir so empfohlen, Wein gehört sich für eine Frau dieses Ranges.

Sechs Personen kümmern sich als eine Art Kabinett um Issouka: Léontine Kabore wird am 8. März 2007, am Weltfrauentag, eine von ihnen. Sie ist seitdem die einzige weibliche Chefin, die einen Bonnet (traditioneller Hut) tragen darf: „Napoaka Ziiri“ darf sie sich künftig nennen. Insgesamt 35.000 Einwohner leben in Issouka, einem Stadtviertel Koudougous, der drittgrößten Stadt Burkina Fasos.

„Napoaka Ziiri“, die Chefin, ist verantwortlich für rund 5.000 Menschen, dreiviertel davon Frauen. Sie kann urteilen, Streit schlichten, den Menschen sogar Landnutzung übertragen. Das letzte ist sehr wichtig für die vielen Frauen im Dorf: Denn wer ein Feld hat, das er beackern darf, der kann für sich sorgen.

Sie stifte Frieden unter den Frauen und Sorge dafür, dass sie sich „Pardon“ sagen, erklärt die Ministerin auf Nachfrage. In der nächsten Generation hätte sie gerne alle Kinder in der Schule, denn viele könnten nicht lesen und schreiben, nennt sie eines ihrer Ziele.

Im Moment sieht sie aber auch die Probleme: „Frauen müssen vieles zur gleichen Zeit machen, viele Witwen müssen zurzeit erst einmal die Hirse mähen. Die müssen sie verkaufen, auch um ihren Hof und ihre Kinder zu ernähren.“

Gibt es denn so etwas wie eine Assoziation oder gar einen Frauenverein? „Klar helfen sich die Frauen gegenseitig, aber an erster Stelle muss erst mal jede ihr Feld bewirtschaften“, unterstreicht die Ministerin. Und sie selbst ist eine von ihnen. Dahinter steht ihre Rolle als Femme-Chef zurück.

Zum Abschied gebe ich den Frauen, die mich so freundlich aufgenommen haben, eine kleine finanzielle Starthilfe für eine solche Assoziation. Ich will sie ermutigen, weiterzumachen.

Ein kleines Potenzial ist zu sehen. Zumindest eine der jungen Frauen im Hof der Chefin versteht Französisch, scheint sich in Zukunft auch mehr einbringen zu wollen – an der Seite der alten Ministerin.

Modeste Yaméogo, der Mossi-Chef von Issouka, kennt selbstverständlich die Probleme vor Ort. Dennoch wollte er ein Zeichen setzen mit der Ernennung einer Frau. In seinem Haus in Ouagadougou erklärt er ausführlich, warum.

7. Modeste Yaméogo: Unicef in der Woche, Mossi-Chef am Wochenende

Modeste Yaméogo, das heißt: der Löwe. Das heißt aber auch: Abstammung aus einer königlichen Familie. Denn der Name Yaméogo stammt von einem der direkten Nachkommen aus der Partnerschaft des ersten Mossi-Paares, der Prinzessin Yennenga und des Jägers Rialé.

Über eine Buckelpiste, die einmal mehr nichts über die Häuser der Anwohner aussagt, fahren meine Begleiter von der CENI (staatliche, unabhängige Wahlbehörde) und ich zum Mossi-Chef von Issouka: Wir fahren nach Patte Oie. Yaméogo wohnt dort, in einem populären Viertel Ouagadougous. Während der Woche arbeitet er als „Press Officer“ bei Unicef. Am Wochenende zieht es ihn nach Issouka. Dort, zu Hause, ist er familiär gewachsener Naaba Saaga, traditioneller Chef, und nimmt seine Aufgaben in einer Hütte wahr.

„Ich habe alle Bäume selbst gepflanzt“, sagt der Chef, als wir durch seinen schönen Garten in Ouagadougou gehen. Es ist ihm sehr wichtig. Es sei der Schatten, der, sobald der Baum wachse, helfen könne, nicht nur einem, sondern vielen. Dies sage er auch immer den jungen Burkinabé.

Beim Rausgehen – später – wird uns Yaméogo das Löwen-Mosaik in seinem Garten zeigen. Frauen werfen sich vor der gewaltigen Großkatze auf dem Bild nieder. Dieser Mann ist mächtig, aber er weiß dennoch, was wirklich zählt im Leben. Er hat einen gewissen Abstand zu seiner Heimat gewonnen, aber dennoch steht er zu seinen Wurzeln.

Sein Wohnzimmer schmücken stilvolle, europäische Möbel – fast wähnt man sich in Spanien, nicht in Burkina Faso – , im Regal findet sich eine Chronik des 20. Jahrhunderts und an der Wand hängt eine Kuckucksuhr. Sie stammt von einem Freund aus Baden-Baden, das ist der einzige deutsche Ort, den Yaméogo kennt. Bier und Cola bietet uns Yaméogos Ehefrau an. Die Nichte des Paares kommt herein, reicht ihrem Onkel ihr Baby. Immer wieder verbeugt sie sich zum Abschied und sie verlässt den Raum noch in der Verbeugung. Eine Geste der Demut für den Chef, der in diese Rolle durch die Familie gewachsen ist.

Yaméogos Frau lehrt Geologie und Archäologie an der Universität, der Chef selbst hat Soziologie und (u.a. in Bordeaux) Journalistik studiert.

An jedem freien Wochenende fahren sie in ihr Dorf: Sie wechseln Anzug und Kostüm gegen Boubou (Umhang) mit Bonnet (Mütze). „Der Rat ist traditionell, aber das Essen modern. Ich kann doch nicht verstecken, woher ich komme. Das ist ein Teil von mir und wird immer ein Teil von mir sein. Das zu verdrängen, so könnte ich nicht arbeiten“, sagt Yaméogo aus voller Überzeugung. Mit diesen Wurzeln aber hat er sich für das Kinderparlament in Ouagadougou eingesetzt und seinen „Femme-Chef“ ernannt.

Frage: Eine Ministerin – was bringt das in Burkina Faso?

Modeste Yaméogo: Es gibt viele Gründe, warum ich mich entschieden habe, diese einzusetzen. Der erste ist einfach. Ich habe die Geschichte meines Volkes, des Mossi-Volkes, gelesen und eine Frau war die allererste Chefin: Yennenga. Sie hat mit Rialé all die Kinder bekommen, deren Nachkommen heute Grundlage unserer Ethnie sind. Zum zweiten dürfen wir auch insgesamt nicht vergessen, dass Frauen für die Gesellschaft wichtig sind.

Meine Ministerin kümmert sich jetzt um alles, was nötig ist – für Männer und Frauen. Wenn es ein Problem gibt, dann geht man zu ihr. Sie sucht die Lösungen oder sie kommt zu mir und holt sich Rat. In meinem Kabinett kümmert sie sich um die Frauen-Themen. Die Leute, vor allem auch Frauen, kommen mit Problemen zu ihr, die sie mir vielleicht nicht anvertraut hätten. Wenn es eine Grenze zwischen den Geschlechtern gibt, wie soll ich die weiblichen Probleme kennen? Nur so kann ich objektiv sein.

Aber es war nicht einfach, die Ministerin einzuführen. Ich war deswegen sogar beim Moogho Naaba, dem mächtigsten Chef der Mossi in Ouagadougou, um das Thema mit ihm zu besprechen. Seit eineinhalb Jahren hat die Chefin jetzt ihren Posten. Ich wollte unbedingt, dass es funktioniert. Natürlich haben viele anfangs gedacht, es sei ein Bruch mit der Tradition. Aber jetzt läuft es.

Frage: Was macht die Frauen in Burkina Faso aus?

Modeste Yaméogo: Zum Beispiel, dass sie auf Ewigkeiten Fremde sind. Sobald sie einen Ehemann haben, fragen die Eltern sie bei einem Besuch: Was willst du noch hier? Im Hause ihres Ehemannes sind sie wiederum kein wirkliches Familienmitglied, weil sie dort nicht geboren wurden.

Meine Ministerin ist jetzt glücklich, denn sie hat eine Aufgabe, die ihr Bestätigung gibt. Sie trägt einen Bonnet wie ich und fühlt sich nützlich. Das ist etwas Gutes, was man einem Menschen geben kann. Das braucht ganz Burkina, Menschen sollten sich nützlich fühlen.

Frage: Wie schaffen Sie selbst diesen Spagat zwischen Unicef und Mossi-Chef?

Modeste Yaméogo: Eine Welt braucht die andere. Wenn ich nicht gut verstanden hätte, wer ich bin, könnte ich heute nicht gut arbeiten. Männer und Frauen lernen erst einmal im Dorf, Wasser zu trinken, Kinder zu ernähren,

die Erde zu nutzen, um in der Gesellschaft leben zu können. Es ist ein Teil von mir, dass ich Naaba bin.

(Der Kuckuck ruft...)

Frage: Was prägt die burkinische Kultur?

Modeste Yaméogo: Das ist nicht so anders als bei Ihnen. Es gibt Zeichen, die sind überall gleich auf der Welt. Alle glauben an einen Gott, egal, welche Zeremonien gefeiert werden, zum Beispiel zur Erntezeit. Im Hügel, im Baum steckt Gott. Ich glaube an Gott, denn dort, wo wir wohnen, glaubten die Vorfahren bereits an ihn. Ich erinnere mich, vor der Pflanzzeit haben wir gebetet, dass die Körner wachsen sollen. „Dieu“ war das erste Wort, das mein Großvater zu Beginn der Zeremonien gebrauchte. Wenn man in so einer Umgebung aufwächst, glaubt man an etwas. Bevor man gelesen hat und so weiter.

Frage: Sind Sie Animist?

Modeste Yaméogo: Nein, heute bin ich Katholik, aber ich respektiere den Animismus. Ich wollte sogar einmal Priester werden. Aber daher weiß ich auch: Vieles in der Bibel kommt von heidnischen Riten. Man muss den Menschen diese Riten lassen. Viele Afrikaner brauchen das, um an sich selbst zu glauben. Darum gebe ich auch die Erlaubnis, ein Rind opfern zu lassen. Es ist die afrikanische Art, ihrem Gott für die Ernte zu danken.

Die Masken etwa kommen bei Beerdigungen heraus, wenn ein alter Mensch verstorben ist. Sie sind von den Menschen gefertigt und werden von einem Menschen getragen. Dass sie zum Einsatz kommen, entspricht dem Bedürfnis des Menschen, etwas Außergewöhnliches zu haben und Antworten auf Fragen zu finden. Genauso verhält es sich ja auch mit dem Aberglauben. Ich habe von einem Abgeordneten in Europa gehört, der per Telefon permanent seinen Wahrsager angerufen und sich von ihm Rat geholt hat.

Für mich ist die Anlage, an so etwas zu glauben, im Herzen und im Geist aller Menschen der Welt. Das Herz des Menschen braucht etwas, um sicher zu sein, keine Angst zu haben. Wenn man sich dann solche Zeichen gibt, wie zum Beispiel ein volles Glas bedeutet viel Geld, dann ist das doch nichts Schlimmes. Ich habe jetzt die positive Seite als Beispiel genommen. Aber die Welt ist immer beides – eine Balance von gut und schlecht.

Frage: Sind Opferhandlungen mit Tieren etwas Schlechtes?

Modeste Yaméogo: Ich habe viele Verwandte, die Opfer bringen wollen, weil sie daran glauben. Sie möchten vielleicht Sicherheit für die Arbeit oder möglicherweise ein Kind haben. Sie opfern ein Rind oder ein Huhn, um daran zu glauben, dass sich ihr Wunsch erfüllt. Je nachdem wie das Huhn bei der Opferung liegt, sind die Vorfahren einverstanden oder nicht. Ich respektiere dieses Verhalten, aber ich glaube nicht daran. Ich bin traditioneller Chef und nicht „Chef coutumier“, der sich um solche Vorgehensweisen kümmert.

Frage: Aber wissen die Leute, die so sehr an den Einfluss der Vorfahren glauben, denn, dass sie für ihr Leben auch selbst verantwortlich sind?

Modeste Yaméogo: Im Moment glauben die Menschen hier nicht viel an sich selbst. Wichtig ist: Jeder Mensch braucht, um etwas erreichen zu können, Ruhe im Kopf. Wenn ihm ein abergläubiges Zeichen diese Ruhe gibt, dann ist das in Ordnung. Das gibt ihm Mut, er ist überzeugt. Man muss nicht moderner sein, sondern mit beidem, Tradition und Aktualität, den Lebensweg gehen. Ich bin mein ganzes Leben lang aus Issouka. Sie sind aus ihrem Dorf, ein Leben lang. Man kann das nicht auslöschen. Man darf niemals die Tradition vergessen.

Frage: Wie passt das Thema Beschneidung in dieses Bild?

Yaméogo: In Issouka ist die Beschneidung durch die Vorfahren schon immer verboten. Das ist die positive Tradition, die wir nach woanders tragen müssen. Denn in vielen Orten Burkina Fasos gibt es die Beschneidung und sie ist schlecht. Sie setzt die Frauen als Menschen herab. Ich sage den Leuten, Gott hat die Frau erschaffen, mit allem, was zu ihrem Körper gehört. Warum muss man sie auf diese Weise herabsetzen? Sie könnten ja auch ihren Kopf oder ihre Ohren abschneiden! Wir sagen, man muss die Mentalität dort verändern.

Frage: Und was ist mit den Leuten auf der Straße? Haben Sie ein Ziel für ihr Leben?

Modeste Yaméogo: Wir sprechen über Beschäftigung. Ein großes Problem ist die Frage: Was müssen wir in die Köpfe der Leute pflanzen, dass sie an sich und ihr Weiterkommen denken? In Issouka bin ich dabei, einen Platz für gemeinsame Projekte zu schaffen. Es geht aber nicht um Hilfe von außen. Jeder von euch soll einen Stein beitragen, das sage ich den Menschen. Auf unserem Kontinent müssen das auch die Regierenden noch in unseren Köpfen erreichen.

Frage: Geben Sie mir bitte ein Beispiel.

Modeste Yaméogo: Mit dem Handy etwa kann man sich austauschen, aber heute überschreitet es seine Nützlichkeit. Wir wissen nicht, wie man es herstellt, aber manche Leute hier haben drei Handys. Mit wem wollen sie kommunizieren, mit Gott? Alles das zu beherrschen, ist Lebenskunst. Was hat Burkina den Firmen bezahlt, die Handys herstellen, wie vielen Menschen hätte es geholfen, sich zu ernähren? Wie oft höre ich: „Meine Einheiten sind beendet.“ Ich frage sie dann, warum sie sich Einheiten holen, nur um „Cava“ zu fragen? Das ist gar nicht nützlich. Wir wissen manchmal nicht, wo wir die Grenze setzen sollen.

Frage: Was machen Sie im Dorf konkret?

Modeste Yaméogo: Das Allerwichtigste sind die Schulen. Ich habe gesagt: Jeder gibt mir mindestens zehn westafrikanische Francs im Jahr für die Bil-

dung. Das ist nicht viel, aber wenn ich etwa nach Deutschland fliege und sage, ich möchte Geld für unsere Kinder haben, dann muss ich doch zeigen: Ich habe einen Teil schon aus eigener Kraft aufgebaut. Man muss den Menschen hier sagen, es sind unsere Kinder, für die ihr euch einsetzt und es lohnt sich.

Frage: Was sind die guten Seiten hier in Burkina?

Yaméogo: Ich glaube, wir leben hier immer noch im Paradies. Die Luft ist natürlich, unsere Nahrung ist natürlich. Ich habe immer noch die Wahl, Dinge zu finden, die natürlich sind, das gibt es in Deutschland kaum noch. Viele Menschen dort haben sich verloren.

Man muss wissen, wo man herkommt, und daraus Dinge in die Wege leiten. Wir Afrikaner, jetzt, wo wir unabhängig sind, müssen uns entwickeln und aufhören mit der Parole: Das haben die Weißen verursacht. Können die Weißen diesen Baum pflanzen? Nein. Wie kann man aber die Burkinabé dafür begeistern, wieder Stauseen, wie die bestehenden, zu bauen?

Frage: Was halten Sie von Festivals wie den NAK?

Modeste Yaméogo: Ich kenne Herrn Koala, den Chef, gut und ich beglückwünsche ihn. Zum einen dafür, den Mut zu haben, das Festival zu veranstalten. Zum zweiten, weil die NAK meiner Stadt eine Sichtbarkeit geben und heimische Produkte angeboten werden. Koala hat nichts Geheimes geschaffen, sondern die Stadt geöffnet – für die gesamte Welt. Das gibt allen Menschen Kraft. Mittlerweile hilft ihnen ja auch die Kommune, weil der Bürgermeister verstanden hat, dass es gut für seine Stadt ist.

Frage: Was prägt Ihre Arbeit bei Unicef?

Yaméogo: Ich kümmere mich um die Stimme der Kinder. Ich will die Regierung überzeugen, dass das Kind wichtig ist für ihren Staat. Das Land selbst ist wie eine Familie. Was bringt es, wenn der Vater einen großen Mercedes fährt und die Mutter und das Kind gehen nicht zur Schule? Dann ist es eine schlechte Familie. Wenn wir ein tolles Quartier haben, aber die Kinder nicht vor Malaria schützen können, dann ist es ein schlechter Ort. Die Familie Burkina Faso funktioniert nicht. Darum habe ich unter anderem ein Kinderparlament eingeführt. Diejenigen, die jetzt darin sitzen, können ihre Meinung äußern. Dann werden sie wachsen und können einmal zurückschauen.

8. „C'est la création!": die Kunsthandwerksmesse SIAO

Die Kunsthandwerksmesse SIAO, das Musikfestival NAK und das Wed Bindé: In die sechs Wochen meines Burkina-Faso-Aufenthaltes fallen gleich drei Großveranstaltungen und das ist keine Ausnahme. Gut, die Zeit ist günstig. Die Menschen freuen sich, dass die Regenzeit lang und die Ernte

gut war. Aber das werden sie auch im Februar und März noch feiern. Dann kommen die Masken. In Burkina Faso findet in jedem Monat irgendein Festival statt. Und noch ein sportliches Großereignis läuft parallel zu meinem Aufenthalt: die „22. Tour du Faso“, ein Etappen-Radrennen, dessen Stellenwert in Afrika vergleichbar mit der „Tour de France“ ist und das sogar den gleichen Organisator hat, beginnt am 24. Oktober und endet am 2. November. Es gewinnt der Belgier Guy Smet.

Zum Finale der Tour beginnt die SIAO. Angekündigt wird sie schon Wochen zuvor: Ganz selbstverständlich wirbt das Laafi-Wasser, Burkinas bekanntestes Mineralwasser, auf seinen Etiketten für diese Großveranstaltung. Auf Bussen wird sie angekündigt und natürlich ist der für Burkina Faso so typische Stoff, aus dem man sich hinterher schicke Kleider schneiden lässt, schon mit den aktuellen Daten bedruckt: Am 31. Oktober 2008 beginnt der 11. „Salon International de l'Artisanat de Ouagadougou“ (internationale Kunsthandwerksmesse von Ouagadougou). Die S.I.A.O findet alle zwei Jahre statt, alternierend mit den Filmfestspielen FESPACO.

Für beide gibt es ein eigenes Gelände, das auch andere Anbieter nutzen. So findet auf dem sechs Hektar großen SIAO-Gelände während meiner Aufenthaltzeit auch noch die Buchmesse statt.

„Die Zeit des afro-chic“ ist die Werbebroschüre der SIAO in diesem Jahr überschrieben. Schickes, afrikanisches Kunsthandwerk ist angesagt in der Welt – und die Messe ist das Tor nach Europa und zu den anderen Kontinenten. Nach 20 Jahren ist nicht nur das Besucherumfeld bunter geworden, erstmals stellen auch Händler aus Madagaskar, Uganda und Äthiopien aus. Nichts ist begehrt als eine europäische Visitenkarte, denn natürlich geht es um Distributionswege. Wer einen Stand für umgerechnet mehr als 1.000 Euro im klimatisierten Saal bucht bzw. 600 Euro für den ventilierten Saal zahlt, der muss auch seinen Nutzen haben!

Schon der Abend vor der SIAO-Eröffnung ist ein Erlebnis, als Lastwagen mit Ausstellern anreisen. Wie jener aus Ghana etwa: sechs Personen auf der Ladefläche mit einer riesigen hölzernen Giraffe zwischen sich. Hier herrscht Aufbaustress, selbst nach afrikanischen Verhältnissen. Sprachwirrwarr, Krankenwagen, erste Kontaktsuche und langes Schlangestehen für den Stand: In all dem Getümmel ist bereits ein bisschen zu spüren, was hier in zehn Tagen passieren wird. Halb Afrika tauscht sich miteinander und mit dem Rest der Welt aus.

Am Freitag, 31. Oktober, findet dann die große Overtüre der SIAO statt: viele Würdenträger, traditionelle Tänze, brasilianisches Flair! Das Gastland in diesem Jahr ist Brasilien.

Ich wundere mich, dass mich ein Sicherheitsmann ermahnt, mich nicht an die Tribüne zu lehnen, auf der etwa 100 Personen sitzen. Später erfahre ich

von anderen Journalisten, dass während der Zeremonie eine solche Tribüne zusammengestürzt sein soll. Auch das ist Burkina Faso, und es wird nicht das letzte Mal sein, dass Gottvertrauen angebracht ist...

Während die Besucher, der Eintritt ist entgegen vorheriger Gerüchte doch nicht von 500 CFA auf unerschwingliche 1.000 CFA (1,50 Euro) erhöht worden, zum Gelände strömen oder draußen Schlange stehen, profitieren ganz andere Händler: Taschentücher, Telefonkarten und kleine Geschenke werden sie hier immer los. Nur schön aufdringlich bleiben. Die gesamte Klientel, die sich sonst an Ampeln und Knotenpunkten im Verkehr findet, ist auch hier vertreten.

Die Stände in den Sälen sind erstaunlich professionell eingeteilt. Nicht viel unterscheidet das Innere von Messehallen in Düsseldorf oder Dortmund. Wichtig ist auch hier für den Händler, wo er sich positioniert. Denn es hängt vom Geld, aber auch von der Zielgruppe ab, ob er sich für einen Stand in den zwei klimatisierten oder zwei nicht klimatisierten Pavillons entscheidet. Diese Messehallen sind nach Farben benannt und das gesamte Gelände ist in einem bunten afrikanischen Stil gehalten. „Ja, ich mache ganz traditionelle Sachen“, sagt der Maler aus Togo genauso wie die Korbflechterin aus Ghana. Aber – bis auf einige Schmuckstücke, die an Ständen aus Mali und Niger zu finden sind: Es gibt noch kulturelle Unterschiede. Gerade die verschiedenen Kleidungsstile werden hier sehr deutlich. Und eine Künstlerin von der Elfenbeinküste mischt kurzerhand Stile aus Niger, dem Senegal und Mali in ihren Stoffpuppen. Sie gibt eine Antwort, die eigentlich alle anderen überflüssig macht: „Dies ist Kreation, nicht Tradition!“ Irgendwie fühle ich mich an den Filmemacher erinnert, der ja auch sagt, die weltweite Kultur solle eine Mischung aus allem sein.

Raus aus dem klimatisierten Saal, rein in den burkinischen Staub: Die Atmosphäre draußen liegt irgendwo zwischen Kirmes, Weihnachtsmarkt und Multi-Kulti-Woche: Die Kinder essen Zuckerwatte. Zentral auf dem Außengelände der SIAO sind afrikanische Figuren in einem Savannen-Bild aufgebaut, Kinder lassen sich neben Löwen und Zebras fotografieren, wenn die Eltern genügend Geld für den Eintritt in dieses kleine Reservat haben.

Ein Animateur verkauft Brühwürfel, ohne die in einer burkinischen Soße mittlerweile gar nichts mehr geht. Es gibt natürlich etwas zu gewinnen. Im kulinarischen Dorf werden an unzähligen Ständen ganz verschiedene traditionelle afrikanische Speisen zubereitet, vom Spieß bis zum Reisteller. Man stellt Masken aus, spielt Djembe (afrikanische Trommel). In kleinen Gassen zwischen den Pavillons stapeln sich große Möbelstücke.

Zwei Tage lang begutachte ich Kleider, Bilder, Schmuck und Körbe aus Senegal, Mali, Elfenbeinküste, Burkina, Ghana,... und spreche mit den

Menschen. Männer aus den Wüstenländern Niger und Mali, die mit ihren Turbanen an Beduinen erinnern, bieten Silberschmuck an. Ganz Westafrika zum Anfassen findet sich hinterher in meinen Plastiktüten: Spielzeug aus Burkina, ein Bild aus Togo, eine Tischdecke aus Ghana und eine Tasche von der Elfenbeinküste sowie eine Kette aus Mali. Längst ist die Messe auf dem Weg zur größten gesamtafrikanischen Veranstaltung dieser Art. Mit meinem Visumsantrag hatte ich bereits einen Prospekt (auf Deutsch) zur SIAO von der Botschaft geschickt bekommen. Hier lese ich, dass die Messe im Jahre 1988 mit 20 Anbieter-Ländern und 244 Künstlern und Kunsthandwerkern mit 150.000 Besuchern begann. Zur 10. Edition, im Jahre 2006, waren es bereits 2.080 Aussteller aus dem In- und Ausland, bei 400.000 Besuchern. Genau 20 Jahre nach Gründung, im Jahr 2008, erklärt der SIAO-Chef Jean-Claude Bouda, habe sich die Qualität der Teilnehmer noch einmal gesteigert. Dies ist ihm sehr wichtig, denn die SIAO betrachtet er als „Mittler zwischen einem qualitativ hochwertigen Angebot und einer immer anspruchsvoller werdenden internationalen Nachfrage“. In dieser 11. Edition bezieht sich denn auch das Motto für die Fachkonferenzen auf die Vertriebswege afrikanischen Kunsthandwerks.

Zahlen lässt Bouda später auf der Internet-Seite sprechen: 3.485 Aussteller kamen aus 26 Ländern. Aber die Nachfrage nach Ständen habe das mögliche Angebot übertroffen. Und auch die Welt nimmt die SIAO wahr: 285 Fachhändler reisten aus 36 Ländern an, auch aus Australien, Asien, Amerika, Europa. Insgesamt waren Journalisten von 44 internationalen Medien vertreten – einschließlich einer Redakteurin aus dem Sauerland...

9. Und noch ein Festival! Die „Nuits atypiques de Koudougou“ (NAK)

Und da sind sie wieder, all die Schlawiner: Als ich nur zwei Wochen nach dem Ende der SIAO über das Gelände der „Nuits atypiques de Koudougou“ (Untypische Nächte von Koudougou) schlendere, sehe ich die Straßenshops, fliegenden Händler und – das hebt das Niveau – wohl auch einige Standpächter von der SIAO wieder.

Denn am Fuße des zentralen, großen NAK-Theaters befindet sich nicht nur wie schon bei der Kunsthandwerksmesse eine große „Ess- und Trinkmeile“, sondern auch das „atypische Dorf“ mit vielen Händlern, die zum Teil sehr gute Ware anbieten.

Die NAK sind musikalisch geprägt. „Was man mit Liebe macht, macht man zweimal besser“, steht es im Büro des Koordinators Jacob Yara geschrieben. Für die Veranstaltung heißt dies unter anderem Folgendes: Man wolle die Künstler wertschätzen, die umsonst auftreten dürften.

Das ganze Festival, das die Association Beneznooma (übersetzt etwa: „Es ist gut, Leute um sich zu haben“) ins Leben gerufen hat, orientiert sich an den „NAK“ von Langon in Frankreich. In diesem Jahr kommen 25 Gruppen. Neben burkinischen Akteuren treten Künstler aus Kamerun, dem Senegal, der Elfenbeinküste und Frankreich auf.

Insgesamt 3.000 Besucher passten ins Theater, konkretisiert Jacob Yara. NAK-Veranstaltungen fänden manchmal auch außerhalb in den Dörfern statt, wo die Künstler für die traditionellen Chefs sangen. Es kämen jährlich mehr als 100 Bewerbungen rein. Kleine Gruppen in Burkina Faso hätten so die Chance, sich bekannter zu machen. Aber in diesem Jahr hat man für das Finale am Samstag auch einen echten afrikanischen Superstar gebucht: Alpha Blondy kommt aus der Elfenbeinküste angereist!

Wenn Alpha singt, werde ich schon zurück in Deutschland sein. Darum schaue ich mir den Debüt-Abend der NAK an. Als ich ins Theater gehe, bin ich erst einmal enttäuscht: Das Programm geht viel zu spät los, erst um 22 Uhr. Und die Besucherzahl liegt am allerersten von fünf Abenden bei rund 100 Personen – darunter viele mit weißer Hautfarbe. Das alles bei umgerechnet 1,50 Euro Eintritt für fünf Gruppen, vier aus Burkina Faso und eine aus Kamerun.

Aber dann werde ich gleich durch die erste Gruppe entschädigt: Die „Troupe Salou“ hat sich nämlich das Handwerk der Griots (Geschichtenerzähler) auf die musikalischen Fahnen geschrieben. Und endlich, ganz zum Ende meiner Reise, erlebe ich einen Griot in Aktion. „Du bist so schön“, lobt er den Leiter, Koudbi Koala, der mit seiner Frau in der ersten Reihe sitzt – und das muntere Geldschein-Reichen für diese Komplimente beginnt: 5.000 westafrikanische Francs, das sind 7,50 Euro, sind Pflicht! Denn niemand will es sich mit einem Griot verscherzen und der traditionelle Bänkelsänger verdient durch diese Tätigkeit schließlich in den Dörfern sein Geld. In manchen Gegenden Burkina Fasos gibt es – je nach Ethnie – sogar eigene Quartiere für Griots. Sie kennen die Geschichten der Familien und auf diese, so scheint es, geht auch der Sänger der Gruppe ein.

Einfach ursprünglich sind ebenso die Auftritte der nächsten Bands. Da sind traditionelle Tänze zu sehen, traditionelle Instrumente zu hören und es wird in traditionellen Sprachen, allenfalls noch in Französisch, gesungen. Und nachdem Reggae-Sänger Jeannot Baguette (Kamerun) dann auch endlich alle vermeintlich politischen Botschaften losgeworden ist – er überzieht um 20 Minuten – tritt gegen 1 Uhr der letzte Star des Abends auf: Yoni singt traditionell und spielt dabei Gitarre. In Burkina Faso ist er sehr bekannt. Mein Begleiter ist aus dem Häuschen, dass er ein Foto machen darf.

Ich falle nach einem langen Tag voller so unterschiedlicher Eindrücke ins Bett. Alpha Blondy kann da nichts mehr draufsetzen. Und irgendwie ärge-

re ich mich ein bisschen: Denn ein befreundeter Journalist erzählt mir, dass die NAK-Organisatoren ihre Anfrage, ein Video zur Veranstaltung zu drehen, zwei Tage vor der Vertragsunterzeichnung wieder abgesagt haben. Ein Grund soll sein: Alpha Blondy war einfach zu teuer fürs Budget...

Das Tanzfestival Wed Bindé in Kaya lasse ich – gesättigt von diesen Veranstaltungen – aus. Ich erfahre aus den Zeitungen einmal mehr, welche Gruppen aufgetreten sind. Und die „semaine culturelle“ in Burkina Fasos zweitgrößter Stadt Bobo-Dioulasso, erzählt mir eine befreundete Studentin später, sei wiederum vergleichbar mit der SIAO.

10. An der Ecke ein Fetisch: Von der Natürlichkeit des Spielens und des Präsentierens

„Schauen Sie doch mal hin, bei allen Festivals, die Sie hier so sehen, kommen Mittel von außen“, sagt mir eine deutsche Entwicklungshelferin. Die Maxime, dass überall, wo präsentiert wird, zumindest ein engagierter Burkinabé dahinter stecken muss, der noch dazu einen langen Atem behält, gilt für Festivals wie für Museen und andere kulturelle Einrichtungen. Es fehlt nur ganz oft die Fortsetzung. Häufig, so scheint es, verpuffen gute Projekte, weil niemand sonst sich engagiert. Die Motivation ist noch viel geringer, wenn essentielle Dinge – wie Ernährung und Bildung – nicht stimmen. Und der Staat, das Tourismus-Ministerium, hat seine Vorzeigeprojekte, die er aber – außer einem Wartehäuschen zum Abkassieren – nicht unterstützt.

„Manega“ zum Beispiel ist so ein Ort: Hier, in einem Dorf etwa 50 Kilometer entfernt von Ouagadougou, hat der Intellektuelle und Schriftsteller Frédéric Pacéré Titinga viele Exponate zusammengestellt, die Besuchern die Mossi-Kultur erklären. Am Ort angekommen, ist aber das gesamte Außengelände zugewachsen. Die Exponate, Fetische, Masken, Musikinstrumente und vieles mehr, stehen zwar geschützt in Räumen herum, aber dennoch wirkt der Ort trostlos und verlassen. An einem Sonntagmittag sitzt zwar jemand an der Kasse, aber die Bücher im Museums-Geschäfts sind vergilbt, die Führer unmotiviert. Mein Begleiter und ich scheinen die einzigen Besucher bis jetzt zu sein.

Als beeindruckendes Erlebnis bleibt der Blick auf das Gehöft des Mossi-Chefs von Manega haften, der wohl an die zehn Frauen um sich versammelt hat, worauf die Zahl der Hütten hindeutet. Aber ebenso wie die Opferstätte, die aufwändig mit riesigen Löwen, Elefanten und Tigern auf Sockeln umrahmt ist, sind auch die Gräber der verstorbenen Mossi-Regenten zugewachsen. Nur auf den glatten Grabplatten lässt sich noch erkennen, dass sie sich alle Namen zu ihrem Schutz aussuchten. Die Zeichnungen eines Löwen, ei-

ner linken Hand und von Feuer zeigen, welche Protektion sich jeder für sich gewählt hat.

Positiver erscheint eine Ausstellung zu traditionellen Mossi-Chefs im Nationalarchiv, aber auch die Museen in Bobo-Dioulasso und das „Lobi-Haus“ in Gaoua geben Anlass zu Optimismus. Ihnen allen ist etwas gleich. Sie zeigen Exponate von kulturellen Riten, die zum Teil noch existieren. Auch, wenn die Flöten und Trommeln im Musik-Museum von Bobo nicht mehr eingesetzt werden, um über weite Distanzen Nachrichten zu vermitteln: Sie werden noch gespielt, von traditionellen Gruppen. Doch immer wieder lassen Museums-Führer auch durchblicken, dass sie manchmal monatelang kein Geld für ihre Arbeit bekommen. Auch dann nicht, wenn der Ort ganz offiziell vom Tourismus-Büro unterstützt wird und verhältnismäßig viele Besucher in die Städte lockt.

In Koumi, einem Dorf im Südwesten Burkina Fasos – nahe der zweitgrößten Stadt Bobo-Dioulasso, geht dies sogar soweit, dass die Menschen nur noch auf das Geld fixiert sind. Ein Haus, das die traditionelle Lebensweise der Menschen in dieser Gegend zeigen soll, ist so mit Getreide zugewachsen, dass es nicht mehr betretbar ist. Alte Frauen und Kinder im Dorf lassen sich nur noch fotografieren, wenn sie Bares bekommen. Sie werden richtig aggressiv, wenn man ihnen dies verweigert – auch, wenn man zuvor freundlich gefragt hat.

Es gibt zwar einen Guide, aber der zeigt lediglich den Weg ins Dorf. Er erzählt vom Schmied, aber führt die Menschen nicht zu dessen Haus.

Man bezahlt 1.000 CFA (1,50 Euro) „Eintritt“ für den Ort und noch mal die Hälfte fürs Fotografieren, aber das ist auch das einzige Mal, wo der Staat über das Tourismus-Ministerium in Erscheinung tritt.

Auch auf dem Markt ist Fotografieren nicht erlaubt. Die Vereinigung der Marktfrauen hat sich dagegen entschieden. Ein Dorf wie Koumi als offizieller Touristen-Ort erscheint mir deswegen besucherfeindlicher als viele andere „unberührte“ Dörfer, die ich während meines Aufenthaltes besucht habe.

Kirchliche Massentaufen, Gospelkonzerte und vieles mehr stehen auf dem Plan des „Maison du Peuple“, einer großen Open-Air-Arena mitten in Ouagadougou. Beim näheren Nachfragen wird aber klar: Viele dieser Großveranstaltungen, zumal die Konzerte, werden gar nicht stattfinden. Oft sagten Veranstalter in der Woche vor dem Konzert ab, berichtet der Verpächter. Von einer Entschädigung in solchen Fällen hat er noch nichts gehört. Das Haus sei erst seit kurzem privat vermarktet. Auf die staatlichen Veranstaltungen, zum Beispiel des Militärs, könne er sich aber verlassen. Die fänden immer statt. Nur bleibt offen, ob dafür auch bezahlt wird.

In der Broschüre des positiv überraschenden Musik-Museums in Bobo-Dioulasso, das sogar einen langen Film zur musikalischen Tradition zeigt, dankt die Assoziation vor allem zwei Partnern: dem westafrikanischen Museumsprogramm und der Unesco.

11. „Positive, positive!“ Die Künstler im Village Artisanal

Wer im „Village Artisanal“ – dem Kunsthandwerker-Dorf direkt neben den SIAO-Messegebäuden – untergebracht ist, der hat es – für burkinische Verhältnisse – geschafft. Zum einen, weil er sich die Miete für einen großen Produktions- und Verkaufsstand dort leisten kann. Zum anderen, weil er wohl einen Künstler-Preis gewonnen hat, was sich aus einigen Urkunden schließen lässt, die im Village hängen. Oder zum dritten, weil jeder der wenigen Ouagadougou-Touristen hier so sicher einmal vorbeischaute wie zum Beispiel bei den „Vitrines de Bronze“ unweit des französischen Kulturzentrums.

Das einzige Problem ist, dass hier – wie immer in Burkina Faso – viele Leute mit an einem Geschäft hängen: sichtbare und unsichtbare. Ich starte meinen Rundgang bei der Assoziation „Papier du Sahel“: Hier wird aus alt komplett neu. Burkinische Frauen schöpfen Papier mit der Hand und fertigen aus dem neuen Stoff schöne Karten, Fotoalben, kleine Spruchbüchlein mit Weihnachtsbäumen und anderen Motiven. Für zwei Fotoalben (groß und klein) und fünf Karten zahlt man immerhin 4.500 CFA, rund 7 Euro. Im Hinterhof kann jeder bewundern, wie denn nun solches Papier gemacht wird, hier wird eingeweicht und geschöpft. Insgesamt 19 Frauen gehören zur Assoziation, die, verrät mir die Verkäuferin, immerhin 40.000 CFA (also knapp 60 Euro) im Monat für ihre Räumlichkeiten bezahlen plus zehn Prozent vom Verkauften. Da ist die Bereitschaft vieler Händler, auch mal etwas ohne „Re u“ und zum kleineren Preis abzugeben, nur verständlich. Am Ausgang müssen zwar Quittungen vorgezeigt werden, aber es können ja auch kleinere Preise drauf stehen...

Gleich neben den Papier-Herstellerinnen hat Solange Ouédraogo ihren Präsentationsbereich. Sie verkauft für sich und ihre Schwester und – so wird im Gespräch klar – irgendwie für die ganze Familie. Ihre Schwester schneidert die Kleider, Hosen und langen Oberteile, ähnlich wie traditionelle Bou-bous (Gewänder), aber eben nur ähnlich. Sie selbst bestickt beides. „Die Europäer kaufen unsere Kleidung gern“, sagt Solange und gibt zu, dass sie sich auch ein bisschen angepasst hat. Und zwar auf Anraten der Europäer: „Aber wir haben auch andere Kleidungsstücke.“ Und in der Tat, eine Woche später ist sie komplett anders gekleidet, viel traditioneller. Am gleichen Abend

treffe ich sie noch im Theater „CITO“. Einer ihrer Freunde spiele mit – und als Künstler lade man sich untereinander ein.

Das Gefühl, Künstler zu sein, gibt den Burkinabé ein starkes Selbstbewusstsein. Miga zum Beispiel krickelt noch schnell mit Kuli seinen Künstlernamen auf die „Bogolans“, handgewebte, grobe Stoffstreifen, als er erfährt, dass ihn eine Journalistin aus Deutschland interviewt. Noch viel wichtiger ist es aber, was er sagt: „Die Kunst ist ein Ort, wo die am meisten benachteiligte Person ihr Leben finden kann.“ Mit Erdfarben bemalt er diese „Bogolans“, auf denen er sich – wieder mit Kuli – vorher Motive aufgemalt hat. Frauen mit Töpfen auf dem Kopf, Elefanten – typische Afrika-Motive, aber mit einer dicken Farbpaste bemalt, die aus Erd- und Blätterextrakten besteht. Probleme bereiten ihm die Asiaten, die ein Foto von seiner Kunst machen und anschließend in ihren Fabriken pro Stunde 1.000 ähnliche Bogolans produzierten, so sagt er. Natürlich nicht handgemacht, aber eben so ähnlich aussehend. „Ich habe immer gerne Kunst gemacht, auch Musik“, erklärt Miga, warum er dennoch gerade diesen Beruf erwählt hat und für einen „Patron“ arbeitet. Irgendwann aber möchte er selbstständig sein.

Abdoul dagegen sucht sein Glück im Fußball, wo er als „Pipo“ bekannt ist. Dass er nebenbei wunderschöne Ketten aus Perlen und Muscheln sowie Silber- und Bronzebroschen fertigt, regt ihn nicht weiter auf. Schließlich ist das die Familientradition. Sein Vater kommt aus Niger, die Mutter aus Burkina Faso. „Wir stellen in jedem Moment her“, sagt Abdul – und spricht für seine Geschwister mit, die ein Stück weiter Perle an Perle reihen. Auch trägt er heute einen Boubou (traditionelles Gewand), beim Verkauf ist das Pflicht. Selbst wenn er mal zu einem Fußballspiel mit seinem Verein Santos F.C. unterwegs sei, nehme er sich immer Zeit, um neue Perlen zu suchen. Abdul zeigt mir auch Fotos von traditionellen Häusern seiner Familie in der Wüste. Bauen könnte er solche Hütten nicht mehr, aber er habe ja die Bilder.

„Positive, positive“ holt uns Rastamann und Musiker Jerome wieder in eine optimistische Gegenwart. Er produziert und spielt Djembe, Balafon und alle traditionellen Schlaginstrumente, die man sich so denken kann. Natürlich sind sie handgemacht. Eselshaut wird hier gespannt und mit der Hand festgenäht. Ruck, zuck stehen alle an einem der Instrumente. Gemeinsam mit Jerome und seinen Freunden klingt Musik irgendwie doppelt schön. Handgemacht und handgespielt.

Vorbei an Lederständen, Fädenbahnen für die Webstühle und Bronzefiguren-Herstellern geht's hin zum Ende des Rundgangs. Die Kontrolleure lassen sich ein paar Quittungen zeigen, die Taschen kontrollieren sie nicht. Hauptsache, es ist was da und es steht was drauf. Dem Staat muss man ja nicht freiwillig zu viel geben.

12. „C'est pas facile!“ – Unfälle, Krankheit und Tod in Burkina Faso

„C'est pas facile!“ (Es ist nicht leicht!), sagt ein Burkinabé erst, wenn wirklich etwas Schlimmes passiert ist. So, wie man auch erst von Kranksein spricht, wenn das Leben echt bedroht sein könnte.

Die vielen frisch aufgeschütteten Erdhaufen auf den großen Friedhöfen in Burkina Faso zeigen, dass hier jedem jederzeit das Ende droht. Sei es im Verkehr, sei es durch fehlende medizinische Versorgung.

Kaum auszuhalten ist es für mich, an einem Samstagmorgen der Familie eines 14-jährigen Mädchens aus der Nachbarschaft zu kondolieren. Der kleine Körper liegt aufgebahrt im Hauptraum des Hauses, die Frauen der Familie sitzen drum herum, während draußen schon die Wagen für die Beerdigung organisiert werden. Das Kind ist an einer Erbkrankheit gestorben, die es so nur in Westafrika gibt.

„Et ça va, la santé? Et la famille?“ (Und was macht die Gesundheit? Und die Familie?) Dies ist der am häufigsten gebrauchte Satz, wenn Burkinabé ein Gespräch beginnen. Und er ist ernst gemeint. Denn sobald etwas los ist in der Gemeinschaft, reagiert sie auch. Nachbarn stellen selbstverständlich ihre Hilfe zur Verfügung, wenn jemand krank oder gestorben ist. Ins Krankenhaus kommt immer eine ganze Armada von Angehörigen mit dem Patienten mit, das Essen wird in vielen geblühten Töpfen gebracht und einer bleibt mindestens über Nacht. Man lässt seine Angehörigen nicht alleine im Hospital. Ich kann es verstehen: Das Risiko, dass doch in der Nacht etwas passiert, der andere womöglich verstirbt, ist einfach zu groß. Und es können so viele andere Dinge passieren...

An einem Morgen auf dem Weg zur Arbeit kommt uns ein Leichenwagen entgegen, der Sarg hinten auf der offenen Pritsche und alle Angehörigen daneben sitzend. Sadou, mein burkinischer Gastgeber, hält an – aus Respekt vor dem Toten. „Nicht mehr viele Leute machen dies“, gibt er zu.

An einem weiteren Morgen sehen wir einen schlimmen Unfall auf der Straße am Stausee. Ein Motorradfahrer liegt auf dem Asphalt und hält sich den Kopf, andere stehen um ihn herum, nur der Pulk hält weitere Autos ab, über ihn zu fahren. Niemand kann ihm wirklich helfen, niemand kann Erste Hilfe leisten. Sadou hat zumindest ein Handy und ruft den Krankenwagen. Laut meinem afrikanischen Freund sterben etwa fünf Prozent der Verunglückten, aber wer zum Beispiel erst nach einigen Tagen stirbt, ist nicht mehr in der Verkehrsstatistik, die wochenweise in der Tageszeitung veröffentlicht wird. Einige hundert Unfälle sind es wohl pro Woche, schätzt Sadou. Die Krankenhauskosten trügen bei vielen Verletzten die Eltern.

Sadous Abteilung bei der Wahlbehörde hat sogar eine Kasse der Mitarbeiter für „schlimme Fälle“, in die jeden Monat jeder einwirft, was er kann.

Ein großes Gefahrenpotenzial birgt das Reisen. Jeden Tag, wenn ich als Mitfahrerin auf dem Mofa unterwegs bin, halten wir mindestens einmal wegen eines Krankenwagens. Niemand nimmt in diesem Verkehr Rücksicht auf den Anderen, der Stärkste überlebt. Wer zu Fuß unterwegs ist, zählt nichts, er ist ganz unten und wird von Radfahrern sogar noch beschimpft, obwohl sie ihn fast umgefahren hätten. Es lohnt sich, so scheint es, nicht, Rücksicht zu nehmen, in einem Land, wo jeder von Tag zu Tag lebt, und doch gleichzeitig über das Fernsehen vor Augen hat, welche vermeintlichen Probleme die Frauen in den Telenovelas plagten. Da ist das Paradies, hier ist die Hölle. Und tatsächlich mischen sich auf den Straßen die Eselkarren voller Holz mit den Mofas, Rollern, Fahrrädern, vollbeladenen Bussen, grünen Taxis, Transportern voller Gasflaschen und in der Innenstadt auch noch Markthändlern, die einen Teil der Straße für sich beanspruchen. Dazwischen all die Jungs, die die Frontscheibe des Autos reinigen wollen oder Handykarten verkaufen. Ein Burkinabé hat wegen des schlechten Netzes gewöhnlich zwei Karten in seinem Handy, die Gebühren rattern ähnlich schnell wie bei uns, eine Minute kostet locker 30 Cent (200 CFA), nahezu das Minimum, das ein Mensch in Burkina Faso am Tag zum Leben braucht. Auffallend ist, dass immer wieder richtig teure Geländewagen zwischen den Karren und Mofas auftauchen. Wer sie steuert, muss im Dunkeln höllisch aufpassen, dass er niemanden überfährt.

Dabei wirkt das Chaos so beherrscht, dass es erstaunt, das nicht noch viel mehr Unfälle passieren. Manche jungen Menschen schaffen es tatsächlich, bei der Fahrt auf Mofa oder Fahrrad noch SMS im Lärm und Staub zu tippen – und riskieren dabei ihr Leben. Radfahrer transportieren ganze Tische auf ihrem Kopf, Mofafahrer haben eine Ziege zwischen sich und ihren Mitfahrer geklemmt, Babys schlafen am Rücken ihrer lenkenden Mütter. Einen Helm trägt nahezu niemand, Brillen und Mundschutz wenige. Wem der Motor ausgeht, der wird ausgehupt. Ampeln und Kreisverkehre sowie Straßenlaternen gibt es nur im Zentrum. Am Rande drängen sich dazu die vielen Straßenhändler.

Auf den Überlandstraßen ist das Risiko nicht kleiner: Wer Pech hat, sitzt exakt in dem Moment in einem Bus, wenn ein Lkw mit kaputten Bremsen von seiner Fahrbahn abkommt. In meiner Zeit in Burkina Faso sterben bei Boromo 66 Menschen, weil ihr Bus ausbrennt. Grund ist ein Frontalzusammenstoß eines Busses mit einem Lkw. Zwei Tage zuvor war ich auf der gleichen Strecke unterwegs.

Im „Buschtaxi“, einem alten VW-Bus, reisen wir zwischendurch mit 20 Personen inklusive Ziegen auf dem Dach, die der Fahrer auch noch persönlich einfängt. So brauchen wir für eine 197 Kilometer lange Schotterpiste sechs Stunden. Einmal springen die Männer aus dem Bus und jagen eine

Buschratte. Und am Ende sind wir nur noch froh, auszusteigen und den Schwefelgestank der Batterie aus der Nase zu haben. Auch Balkissa, die Deutschstudentin, die mich begleitet, hat eine solche Fahrt noch nicht erlebt.

13. Was wissen wir denn? Rationalität ist nicht alles

Es ist ein klarer Rat, den mir Katrin Rohde gibt, als ich nach dem „Warum“ so vieler kultureller Dinge in Burkina Faso frage: „Lassen Sie es!“ Seit zwölf Jahren lebt die gebürtige Norddeutsche in Ouagadougou, sie ist hier als „Mama Tenga“ bekannt und hat für den Verein AMPO unter anderem Waisenhäuser, eine Krankenstation, eine Schulfarm und vieles mehr aufgebaut.

Wie oft fällt mir in Burkina Faso auf, dass ich die Hand nicht über Kreuz geben will oder lieber schnell auf Holz klopfe. Das passiert mir deswegen, weil sich meine Sinne für Aberglauben geschärft haben. „Sie können nicht alles erklären!“, wiederholt Katrin Rohde. Und so beschreibe ich im Folgenden einfach nur:

Bonjour Dafra! Oder: Bitte auf keinen Fall etwas Rotes anziehen!

Ich wohne in Bobo-Dioulasso bei der Familie von Balkissa, und heute haben wir zwei Ausflüge mit ihrem Onkel, dem Taxifahrer, und einem Kollegen auf dem Programm. Beide sind gleichzeitig Guides. Morgens, halb neun, geht's los in Richtung Dafra, einem heiligen Ort mit heiligen Fischen. Meine Turnschuhe kann ich vergessen, meinen Sonnenhut, selbst mein Mückenspray. Denn überall darauf ist ein wenig rote Farbe, sei es ein Punkt, ein Streifen oder mehr! Und Rot, das ist die erste Regel, ist in Dafra verboten.

Also ziehe ich mit lockeren Sandalen und geliehener schwarzer Kappe ins Gebirge. Doch nicht sofort. Denn bevor wir wirklich dort sind, brauchen wir als erstes einen Forgeron (Schmied). Ohne ihn kommen wir nicht zum Heiligen Ort, nur er darf uns führen. Noch in Jeans und Turnschuhen, steigt er ein. Bald jedoch wird er seine Beschützerkette tragen und schon wenig später wird ein Blutstropfen auf seiner nackten Brust leuchten...

Gemeinsam mit dem Schmied besorgen wir Dolo-Bier ebenso wie Shea-Butter und (!) ein Hühnchen. Nachdem unser grünes Taxi, ein alter Peugeot 205, die Buckelpiste für eine Europäerin erstaunlicherweise ohne Achsbruch bewältigt hat (bei uns würde man das Ganze nicht Straße, sondern Bergpfad nennen), steigen wir aus. Ich nehme vorsichtshalber genügend Wasser mit, und los geht's über Stock und Stein, vorbei an Männern mit Äxten, die Feuerholz für zu Hause holen. Der Schmied zeigt uns einen Ort, den wir bei Tageslicht nicht betreten dürfen und irgendwann zwischendurch weist er auf meine Kamera. Vorbei. Wir sind im Landstrich Dafra. Fotos dürfen erst nach dem Besuch bei den Heiligen Fischen gemacht werden.

Nach einer guten halbe Stunde gelangen wir in ein Waldstück und gehen bergab, bis wir an einer wunderschönen Teichlandschaft ankommen. Vorher klopft der Schmied (im Dorf hat er magische Kräfte und kann „einen Blitzschlag auf einen Dieb veranlassen“, das steht fest, sagen alle) auf die Bäume und wir schreien immer wieder „Bonjour Dafra!“ (Hallo Dafra!).

Wir kommen also an. „Lasst die Schuhe und alle Sachen hier“, sagt der Schmied. Ich blicke auf und sehe überall nur Federn. Drei Männer lungern am Teich herum und es riecht süßlich, ein bisschen wie im Schlachthaus. Wir überqueren die Steine („Geht nicht zu nah ans Wasser, das ist gefährlich“, sagt der Schmied) und kommen zu einem weiteren Waldstück. Dann zu einer Nische im Fels. Es ist eine Art Altar.

Wir müssen Hüte, Tücher und Sonnenbrillen ablegen. Der Schmied nimmt Dolo, Shea-Butter und Huhn, um es zu opfern. Freundlicher Weise darf ich als Weiße zwei, drei Meter weiter hinter der Gruppe stehen. Aber mehrfach höre ich zwischendurch meinen Namen. Sie erbitten einen animistischen Segen – für Balkissa, die Studentin, und für mich.

So sehe ich zwar nicht, wie der Schmied dem Huhn die Kehle durchschneidet, aber ich höre es gackern und sehe, wie er es in ein Loch fallen lässt, damit sein Körper noch durch die Gegend laufen kann, bevor das letzte Leben aus ihm entweicht. Das Opfer ist vollbracht, die Frauen dürfen sich woanders hinsetzen, die Männer trinken ihr Hirsebier. Auf dem Körper des Forgeron leuchten ein paar Blutstropfen des Opfertieres.

Als das Hühnchen im Feuer schmort, kommt der Schmied zu Balkissa und mir. Wir sollen ihm folgen. Wir klettern barfuss die Felsen hinunter zu den Heiligen Fischen und füttern sie mit den Eingeweiden des Huhns. Einmal mehr rufen wir „Bonjour Dafra!“ Dicke Fische, ich habe so ähnliche schon mal irgendwo im Zoo gesehen, mit zwei langen schwarzen Fäden vorne am Maul, holen sich ihren Fraß. Sie sind heilig und leben so wohl ewig. Danach waschen wir uns die Hände und Füße, das Opfer ist vollbracht.

Es gibt für mich keine Antwort auf den Sinn dieses Rituals und das gilt für vieles, was ich in Burkina Faso erlebe. Das mit dem Rot kann ich mir nur so erklären, dass hier allein rotes Opferblut zugelassen ist. Und auch die Frage danach, warum heilige Orte nicht bei Tag oder womöglich gar nicht betreten werden dürfen, wird nicht beantwortet. Es ist halt so. Als ich nach der Art der Tiere frage, erhalte ich als Antwort nur „Heilige Fische“. Später verrät mir aber einer meiner Begleiter, welche Fischart es ist. Zumindest diese Lebewesen haben also einen ganz natürlichen Ursprung. Das beruhigt.

Unser Ritual ist beendet, wir dürfen zufrieden sein. Die Männer laben sich an ihrem Hühnchen und geben auch den drei vermeintlichen Wächtern etwas ab, die wohl den ganzen Tag am Wasser rumlungern, um mitzusehen.

Uns fragt keiner, ob wir Hühnchen wollen. Im Gegenteil: Die Männer wollen auch noch wie selbstverständlich unser Wasser, das wir ihnen natürlich überlassen.

Wir gehen zurück, an Buschfeuern vorbei (so viel zur Brandrodung). Jetzt darf ich auch fotografieren. Der Forgeron wird, als er aussteigt, wieder zum burkinischen Stoffhersteller und freut sich über seinen Lohn für die Reiseführung. Ich fürchte, dass er ihn in die nächsten Handy-Einheiten stecken wird...

Im Wohnzimmer von Balkissas streng katholischer Familie steht jetzt das Wasser aus den Heiligen Fischteichen neben dem aus Lourdes, Rom, Israel und Fatima. Die alle habe sie persönlich gesammelt, sagt die streng katholische Tante stolz.

Unsere Guides leisten sich nachmittags noch einmal eine burkinische „Männerszene“. Wir sind in Koro gewesen, einem Ort, den das Tourismus-Ministerium für Besuche freigegeben hat. Eine Frau mit etwas Gepäck und einem Baby auf dem Rücken fragt uns am Straßenrand, ob wir sie mit nach Bobo nehmen können. Sie will auch dafür zahlen. Die Männer sagen durch das Autofenster nein und erklären, sie habe zu viel Gepäck. Unser Kofferraum ist leer! Wenig später lassen sie einen Mann für 500 westafrikanische Francs einsteigen und mitfahren. Nur, weil er kaum Gepäck hat? Ich mache meinem Ärger Luft und schimpfe vor mich hin, die Frau bedauernd. Außerdem hatte ich das Taxi schließlich für den ganzen Tag bezahlt. Meine Freundin Balkissa lässt sich anstecken und fragt vom Rücksitz aus nach. Die Männer sagen, sie hätten dem Mann einen Gefallen tun wollen.

Issa Tou: Der junge Mann und sein Baum

Issa Tou ist 33 Jahre alt und sein Schicksal ist vorherbestimmt. Er ist Hüter des Baumes, eines uralten, begehbaren Baobabs (Afrikanischer Affenbrotbaum), vor dem er heute mit uns steht. Damit beerbt er seinen Vater, der ausgerechnet ihm, dem Viertgeborenen, diese Aufgabe anvertraut hat. „Einmal wollte ich Baum und Dorf verlassen. Als ich weg war, wurde ich aber sehr krank“, sagt Issa. Er habe permanent Albträume gehabt. „Also musste ich zurück ins Dorf.“ Es läge am Baum, habe ihm der Marabou, der Koranlehrer und Wahrsager, gesagt.

Obwohl er als Moslem einfach woanders leben wollte, hat er daraufhin alles fallen gelassen und ist zurück ins Dorf.

Jetzt nimmt Issa Eintritt für Führungen durch seinen Baum: 1.000 CFA (1,50 Euro) für jeden Besucher. Seine Aufgabe verlange, dass er für jede Person, die den Baum betrete, ein Huhn opfere und das koste eben so viel. Beim Weggehen beachten wir das Areal rund um dem Baum: Auf dem Platz gegenüber wächst das Grün seit Jahren frei vor sich hin, die Stelle darf nicht gemäht werden, denn sie ist heilig. Issa geht zurück in sein Dorf, wo er in

der nächsten Zeit hoffentlich auch eine Frau finden und stets für alle Besucher des Baumes bereitstehen wird. Unglücklich wirkt er nicht.

Djibrill: „Ich bin Animist!“

„Ich bin Animist!“, gibt es für Djibrill, unseren Reiseführer in Banfora, nur eine Religion. Durch Zuckerrohr- und Reisfelder geht es im sanfteren Süden zu den Kaskaden – und natürlich gibt es auch hier wieder Orte, die einfach nicht besucht werden dürfen. Unser Guide kennt sie alle. Seine Eltern sind traditionelle Heiler im Dorf. Er selbst glaubt an Blitzschläge, die ein Forgeron über Diebe kommen lassen kann und stellt dies als gerechtes Justizmittel gar nicht in Frage.

Denn Djibrill ist – zur Erinnerung – bekennender Animist, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Kette, die sein Schicksal voraussagt und die er darum an einem sicheren Ort verwahrt. Unser Guide trägt immer traditionellen Schmuck, erklärt er uns. Er kennt und respektiert heilige Orte. Nach einem langen Tag voller Diskussionen frage ich Djibrill, wie er es bei allem Glauben an Blitzschläge fertig bringt, eine Stange Zuckerrohr für uns mitgehen zu lassen: „Das Feld gehört dem Staat, das ist nicht schlimm.“

Doch Djibrill ist nicht nur Guide, er ist auch Musiker. Ein kleines Interview:

Frage: Welche Musik spielt Ihr?

Djibrill: Wir machen ein bisschen von allem, wählen verschiedene Rhythmen, zum Beispiel auch Reggae. Gespielt wird Djembe, Guitar africain, Dum-Dum, Goni und Marakasse. Aber: Wir haben die meisten Instrumente verkauft und unsere Kasse ist klein, sie reicht gerade für den Bau der Instrumente.

Frage: Wie heißt Eure Band und wo wollt Ihr hin?

Djibrill: Wir sind zwölf Musiker und waren mit unserer Gruppe „Soleil d’Afrique“ auch schon in Mali unterwegs. Insgesamt wollen wir natürlich bekannter werden und arbeiten an unserer Internet-Präsenz. Aber an einem Festival wie der NAK teilzunehmen, das können wir uns wegen der Übernachtungskosten nicht leisten. Wir suchen Sponsoren und halten fürs erste Kontakt zu den Touristen. Ich gebe zum Beispiel auch Trommel-Workshops.

Frage: Wie schaffst Du den Spagat zwischen Musiker, Guide und Animist?

Djibrill: Es geht. Wichtig ist die Evolution, Kulturen müssen voneinander lernen. Ich lese abends, gehe auf die Abendschule. Arbeiten möchte ich hauptberuflich aber immer lieber als Guide, nicht als Musiker.

Das ist einfach vielseitiger.

Bruno: „Lieber nicht den Namen nennen!“

Bruno ist ein strebsamer 38-jähriger Burkinabé mit Uni-Abschluss und journalistischer Erfahrung. Er kümmert sich um die Pressearbeit der unabhängigen Kommission für die nationalen und afrikanischen Wahlen, „CENI“, ist sogar Chef seiner eigenen Assoziation der jungen Einwohner von Koudougou und gleichzeitig Pressesprecher des Verbraucherverbandes in Burkina Faso.

An diesem Abend aber bricht von einem Moment auf den anderen kurz der Animist aus ihm heraus: Erst erzählt Bruno noch ganz seelenruhig, dass er für Kleinunternehmer Kredite vom Staat organisiert hat, indem er Schreiben für sie verfasst hat. Bruno plaudert weiter, dass er 1.000 Bäume mit den Mitgliedern seiner Assoziation gepflanzt habe, die zum Großteil leider gestohlen wurden, dass er lieber handelt statt zu reden und darum kein Politiker werden wolle und dass die Leute zunächst neidisch auf seine Erfolge waren.

Dann aber macht er „Psst“ zum Kellner – er will zahlen. Das „Psst“ regt mich einmal mehr auf und ich frage, warum er nicht einfach „Garçon“ ruft oder den Namen des Mädchens, wenn er ihn denn kennt. Er sagt sofort, das mit dem Namen ginge auf gar keinen Fall. Das mache die Vorfahren hellhörig, sie dürften nicht den Namen einer Person kennen. Ich kann es nicht glauben, aber auch der Dritte am Tisch, unser Freund Madou, der mit Riten und Aberglauben doch so wenig vorbelastete Fulbe, stimmt plötzlich mit ein. Er habe komische Geräusche im Busch gehört. Es gebe die Hexen mit den Fetischen. Er wisse, dass jemand gar blind geworden sei, dessen Namen man zuvor gerufen habe.

Ich sage einmal mehr, dass ich das nicht glauben kann. Aber sie beteuern es immer wieder, „wir haben es gehört, wir haben es gesehen“. Ich frage nach und finde heraus: Sie waren es nicht selbst, sondern haben es von anderen gehört.

„Die Vorfahren sind unter uns“, sagen jetzt die beiden und schauen mich ernst an. Insgesamt macht mir dieser Gedanke keine Angst. Aber dann ergänzen sie: „Sie sind unter uns und wer sie gesehen hat, der wird verrückt. Man sollte sie nicht rufen“, nicken beide gleichzeitig und bestimmend. Sie ergänzen, dass ich auch nicht alleine im Dorf schlafen soll.

Ich greife zur letzten Protektions-Methode, zeige ihnen alle meine Schutzengel: Marienfigur, Kreuz, Engelchen – eine gute vom Landleben geprägte, erzkatholische Armada – und es hilft in der Tat. Sie sagen sofort: „Dann wird Dir nichts passieren.“ Vorsichtshalber solle ich aber noch Zitronen mit in den Busch nehmen. „Die mögen die Geister nicht.“

Man kann sich als aufgeklärter Europäer jetzt lustig machen, aber warum?

14. „Du bist mein Sklave“: Diplomatie und politische Diskussionen

Ich soll noch oft hören: „Du bist mein Sklave“ oder „Dafür bist Du mein jüngerer Bruder“, dass es schon fast zum Alltag gehört. Die Burkinabé sind stolz auf ihre „Plaisanteries“, die Scherzbeziehungen, die zwischen diversen Ethnien, aber auch übergreifend zwischen Kasten (also auch Berufsgruppen) bestehen. Ein Schmied darf einem Hirten unabhängig von dessen Alter sagen, dass er sein Sklave ist. Während meiner Zeit in Ouagadougou gibt es im Theater CITO sogar ein eigenes „Festival de la Plaisanterie“. Ich gehe nicht hin, weil es mein Abreisetag in Richtung Süden ist. Aber viel würde ich von den vielen Landessprachen auch nicht verstehen.

Der Inhalt ist derweil gar nicht so wichtig, sondern viel mehr diese Form der Diplomatie. Sie nimmt unangenehmen Gesprächen, ersten Momenten mit Fremden und vielen anderen Kommunikationssituationen ihre Schärfe. Aber sind sie wirklich die Konfliktlösung schlechthin, wie sich ein Gesprächspartner an einem Abend ereifert?

Im satirischen Wochenblatt „Journal du Jeudi“ finden sich regelmäßig Karikaturen zu Scherzbeziehungen. Da wettern zum Beispiel die Peulh aus dem Nordosten gegen die Bobo aus dem Südwesten: „Wir haben heute die künstliche Intelligenz, aber wir danken den Bobo für ihre natürliche Dummheit.“ Vor dem Peulh steht ein Bobo mit einer Raupe an seiner Seite. Getrocknete Raupen sind eine Leibspeise der Bobo. Und diese zu essen, das geht nach Ansicht des Peulh gar nicht.

Gespräche auf dem Flur im Büro sind meistens irgendwelche ähnlichen Neckereien: Man beleidigt sich gegenseitig, lacht und geht wieder auseinander.

Gut, niemand möchte seine Ethnie tauschen oder gar leugnen. Aber Einen wollen sie zu meiner Zeit in Burkina alle für ihren Volksstamm verbuchen: Barack Obama. Dass ein Schwarzer jetzt wirklich amerikanischer Präsident ist, löst Begeisterungstürme unter den Burkinabé aus. Entsprechend groß sind die Erwartungen an den neuen Staatschef der USA und es wird mit Sicherheit nicht lange dauern, bis der erste Stoff mit seinem Konterfei bedruckt ist.

Dies ist nichts Außergewöhnliches. Es gibt auch einen Stoff zum Weltfrauentag oder einen mit der Aidsschleife. Öffentlich sein Gesicht zu bekennen, das ist in Burkina Faso beliebt. Politiker und traditionelle Chefs zeigen sich außerdem gern auf Ausstellungen und damit in den Medien, zumal

wenn das Ausland einlädt: Bei einer Foto-Ausstellungseröffnung über Mikrokredite im „Centre de la Culture Française“ stehe ich ausgerechnet neben dem zweitwichtigsten Mossi-Chef und komme so selbst in die Zeitung. Zum Ende meiner Reise treffe ich ihn noch einmal wieder: Der deutsche Botschafter Dr. Ulrich Hochschild hat geladen, denn mit Hilfe von Sponsoren hat er eine Fußballschule initiiert. Dieses Spiel „elektrisiere“ den Kontinent, motiviere selbst Straßenjungs, etwas für die Schule zu tun. Aber nicht nur das: An diesem Tag hat er fast das gesamte Regierungsteam vom Gesundheits- bis zum Transportminister auf den Platz geholt. So sehe ich Staatspräsident Blaise Compaoré zum allerersten Mal im Trikot mit der Nummer 10! Er schießt an diesem Tag natürlich auch ein Tor, bevor er sich gegen seine Tochter auswechseln lässt und neben dem Moogho Naaba, dem höchsten religiösen Chef der Mossi, auf der Tribüne Platz nimmt.

Dieses Oberhaupt der Mossi-Familie habe ich noch einen Tag zuvor, bei seiner Zeremonie vor dem Palast traditionell in den Krieg ziehen sehen. Jeden Freitagmorgen lässt er sich einer alten Legende folgend sein Pferd satteln. Jeden Freitagmorgen überreden ihn Familienmitglieder, ebenfalls ganz traditionell, zu bleiben. Das Ritual dauert etwa 20 Minuten, am eindrucksvollsten ist die genaue Reihenfolge, in der die Unter-Chefs antreten, sich alle auf die staubige Erde setzen und mit ihren Händen auf den Boden schlagen.

Doch weg von diesen „spielerischen“ Varianten: Die afrikanischen Journalisten und Politiker, die ich treffe, interessieren sich sehr für den Rest der Welt. Sie diskutieren angesichts der Finanzkrise über Keynesianismus und andere Wirtschaftstheorien, dabei haben sie doch momentan kaum Möglichkeiten, diese Systeme bei sich einzuführen. Und es fehlt das Fundament etwa für ein funktionierendes Bankensystem. Eine deutsche Wissenschaftlerin, die seit langem in Burkina Faso lebt, erzählt mir, dass sie echte Probleme hatte, ein Sparkonto zu eröffnen. Überhaupt, immer wenn ich das Wort „épargner“ (sparen) benutze, habe ich das Gefühl, dass es niemand kennt. Ob aber Präsident Compaoré vielleicht Konten im Ausland hat, fragen Journalisten gern. Regelmäßig verneint er dies.

Dennoch gibt die Finanzkrise den Burkinabé eine gewisse Genugtuung: So falsch können sie doch gar nicht liegen mit ihrer afrikanischen Kultur, wenn das ach so weit entwickelte Abendland mit seinem Kapitalismus derart scheitert!?

Die Zeitungen, aber auch die Menschen diskutieren jeden Tag neben der Armutsbekämpfung auch die Finanzkrise. Und das obwohl bei ihnen die Ernte in diesem Jahr gut ist. Sie haben natürlich Angst, dass ihnen internationale Hilfe gestrichen wird und dass die Nahrungsmittel- und Energiepreise noch mehr steigen. Schon jetzt kostet der Liter Benzin fast so viel wie in Europa.

„Bei dieser guten Ernte brauchen die Bobos keine Raupen mehr zu essen“, sagt die kleine Raupe in der Karikaturecke des Journal du Jeudi überzeugt zu ihrem Ver(z)ehrer. „Stimmt“, antwortet der Bobo: „Wir haben jetzt genug Geld, um Raupen zu kaufen!“

15. Religion – alles irgendwie Glaubenssache?

„Oui vraiment, je crois, mon Dieu, me fortifie ma foie!“ (Ja, ich glaube, Gott, aber bitte bestätige mir doch noch mal, was ich glaube, gib mir ein Zeichen!), heißt es in einem burkinisch-katholischen Kirchenlied.

Ich habe schon viel über schlechte Zeichen, Aberglauben und Geister gehört, dass ich auf alles gefasst bin, als ich in die burkinische Sonntagsmesse der katholischen Kirche gehe. Und es trifft mich wie der Schlag. Ich bin überwältigt von dieser dichten Atmosphäre, von tief religiösen Menschen, die inbrünstig beten und singen. Sie halten sich an den Händen, ihre Stimmen erklingen mehrstimmig und sie klatschen gerne mit, oft auch auf dem dritten Taktschlag im Vierviertel-Takt. So etwas ist mir in Deutschland noch nie zu Ohren gekommen.

In Burkina Faso ist jede Messe ein Erlebnis. Sie ist so echt. Der Gesang ist laut, kräftig, er kommt von Herzen. Immer ist ein Chor dabei, immer wird, ob vom Band oder live, ein Rhythmus eingespielt. Viele Kinder wollen mir, der Weißen, die Hand geben. Beim Friedenszeichen wird sie besonders oft geschüttelt. „Nasara“, die Weiße, ist bestimmt eine Nonne wie alle Frauen mit heller Haut, die hier in die Kirche gehen. Und einer Nonne die Hand zu schütteln, das kann nie schaden. Zum Schluss wird „Freude schöner Götterfunken“ – die Ode an die Freude – auf Französisch gesungen. Toll!

Geweckt werde ich in ganz Burkina Faso übrigens regelmäßig vom Muezzin, morgens um fünf. Egal, in welcher Stadt ich bin, ob in Bobo oder in Ouaga, es gibt hier sehr viele Moscheen. Der Islam hat sich besser durchgesetzt als das Christentum. Gerade im Südwesten irritieren mich die vielen Frauen mit Burka. Aber hier leben alle unabhängig von der Religion kontaktreich zusammen, die Christen, die Moslems und die Animisten. Und nicht selten sehe ich, wie ein Schleier oder ein Kopftuch einfach runterrutscht. Niemand regt sich darüber auf.

16. Zwischen Eigenverantwortung und Familiensinn: Familiärer Alltag

Familie und soziale Kontakte – ein enges kommunikatives Netzwerk – sind in einem Land voller armer arbeitsloser und ungebildeter Menschen die einzige Sozialversicherung. Und das geht so: Es ist ein ständiges Kommen und Gehen. Brüder, Nachbarn, Freunde, die Clique von nebenan aus dem Nachbarhaus. In einem afrikanischen Haus ist man nie allein. Denn wenn alle anderen einmal nicht da sind, dann ist bei Familien im gehobenen Mittelstand noch die „Bonne“, das Hausmädchen, mit im Gebäude.

Bemba ist Peulh oder auch Fulbe. Er, der damit einem nomadischen Wüstenvolk entstammt, hat 13 Geschwister und sagt selbst, er lebt „zwischen den Welten“. Weil er es geschafft hat, eine Arbeit als Präfekt – also als eine Art Landrat – zu finden und weil sein Leben schon dadurch einen gewissen Sinn bekommt. Auch in Afrika. Seine Brüder können nicht verstehen, warum er nicht weggeht, zum Beispiel nach Deutschland, denn dorthin hat er viele Kontakte. „Ich würde meine Identität verlieren“, sagt er, „was wäre ich denn dort?“

Alles sei ein Problem der Eigenverantwortlichkeit, sagt Bemba. Seine Brüder wollen profitieren, wie es in burkinischen Familien üblich ist. Er schiebt es auf die Nehmermentalität, die seiner Meinung nach auch mit Familienstrukturen zu tun hat. Der Älteste bestimmt direkt nach den Eltern, Kinder werden verheiratet, Töchter oft erst gar nicht zur Schule geschickt.

Bemba arbeitet nicht nur für seine Geschwister, sondern auch für sein Dorf. Immer wieder meldet sich auch sein Vater, weil der Sohn ja so viel Geld hat. So baut Bemba eine Schule im Ort, er schickt Reis und vieles mehr dorthin.

In Ouagadougou, wo er jetzt lebt, nimmt er in regelmäßigen Abständen einen seiner Brüder oder weitere Familienmitglieder bei sich auf. Er habe, so sagt er, eine moralische Verantwortung, aber die Anderen könnten nicht einschätzen, dass sein Leben auch etwas kostet und dass der Geldstrom nicht unendlich ist. Trotzig wirft er einmal in unserem Gespräch ein: „Eigentlich muss ich gar nichts geben, ich habe schließlich selbst drei Kinder!“ Doch er hilft fleißig weiter. Erst, wenn sein Vertrauen ausgenutzt ist, ist Schluss. Dies habe er einem seiner Brüder, der das Geld immer für sinnlose Dinge verwendete, klar gemacht und ihn als Folge aus der Stadt, in der er studierte, ohne Abschluss zurück ins Dorf geschickt. In Burkina Faso ergreift lange nicht jeder seine Chance.

Wasser gibt es in Bembas Haus für alle, aber kein teures Laafi-Mineralwasser. Er füllt es aus dem Wasserhahn in die Plastikflaschen. Viele Besucher wissen das und finden es in Ordnung. Relativ sauberes Trinkwasser aus der Leitung ist schon viel mehr als sie im Dorf haben.

Momentan wohnt der Sohn seines älteren Bruders bei Bemba: Ismail besucht Kurse als Automechaniker, die sein Onkel bezahlt. Auch Ismails Vater hat schon bei seinem Bruder Bemba gewohnt und erst gar nicht verstanden, warum er ausziehen sollte, als er endlich einen Job hatte. Ja, warum? „Die Leute verstehen nicht, dass sie selbst verantwortlich für ihr Leben sind.“ Und so wollen sie auch alle nach Deutschland – die Nachbarn um die Ecke, der Schneider und noch so viele andere fragen mich, ob ich sie nicht mitnehmen kann. Warum? „Dort ist das Paradies“, sagen sie. Als ich ihnen erkläre, dass man auch dort einen Job haben und die Sprache beherrschen muss, um Geld zu verdienen, und dass es ganz viele Probleme im europäischen Paradies gibt, verstehen sie mich, die Nasara, nicht.

Nicht nur in der Familie, auch auf den Straßen lässt sich die Gleichgültigkeit vieler Menschen beobachten. Die Resignation der jungen Generation, die vor riesigen Hürden steht. Vor allem viele junge Männer leben von der Hand in den Mund. Man gibt ihnen 100 Francs (30 Cent) und sie kaufen sich an der nächsten Ecke einen Kaffee und lungern weiter rum. Es ist die Folge lähmender Hitze (auch im November sind es tagsüber 35 Grad), der familiären Erziehung und einer Politik, die das Volk durch ihr Handeln wenig motiviert. Und noch viele Faktoren mehr – eben die Kultur in allen Facetten – spielen mit hinein.

„Einmal Wäsche waschen und Tô (Hirsebrei) schlagen, bitte!“ Für eine deutsche Frau ohne regelmäßige Besuche im Fitness-Studio sind diese einfachen Aufgaben im Haushalt eine sportliche Herausforderung. Nicht so für burkinische Mädchen, die zu Hause oft für die Arbeit bei gut gestellten Familien ausgebildet werden. Man mag die Tatsache, dass es Hausmädchen in Burkina Faso gibt, noch so viel kritisieren und für eine Europäerin ist es jedes Mal eine Überwindung, einer „Bonne“ die Kleidung zum Waschen zu geben. Aber im Gegensatz zu manchem Elend, dass man am Rande der Straßen sieht, haben die Bonnes einen Job. Und sie machen sich – salopp formuliert – nützlich. Sie haben zumindest ein Tagesziel, im Gegensatz zu vielen Jungs, die ständig an einer Bar abhängen.

Allerdings wird mir im Haushalt meines Gastgebers klar, wie unterschiedlich die Menschen sind: Da bietet er den beiden Bonnes dreimal wöchentlich Schreib- und Leseunterricht bei einem Privatlehrer an – und was passiert? Das eine Mädchen wäscht lieber Wäsche als an die Tafel zu schreiben. Natürlich macht sie dies demonstrativ vor den Anderen. Sie sieht ihre Chancen sinken, denn ihre Kollegin stellt sich in vielem besser an und kann noch dazu schon ein wenig lesen. Statt jetzt fleißig zu lernen, um zum Beispiel eine Einkaufsliste lesen zu können, fängt sie morgens um zehn an zu kochen. Ob Möglichkeiten genutzt werden (können), das hängt eben immer auch vom jeweiligen Typ ab.

17. Uni oder Dorf? „Die Schokoladenseite behalten“

Sie alle haben es geschafft, sie gehen zur Uni. Aber haben sie es wirklich geschafft? Wer in Ouagadougou studiert, der will sich später für die Gemeinschaft einsetzen oder aber ins Ausland gehen. Dass er als Intellektueller in seinem eigenen Land viel Geld verdienen könnte, ist von vorneherein ausgeschlossen. Dennoch haben diese selbstbewussten jungen Leute feste Meinungen zu ihrem Land, zu Riten und zur Modernität. Ein kleiner Dialog unter Germanistik-Studenten:

Balkissa beginnt: „Ich glaube an Gott, ich bin Katholikin. Animistische Rituale sind mir verboten. Ich möchte, dass Burkina Faso ein entwickeltes Land wie Deutschland wird. Dass es gute Ausbildungen gibt und dass wir einen Beitrag dazu leisten können. Darum arbeite ich lieber wissenschaftlich, nicht traditionell. Beides muss aber zusammengehen.“

Oumaron gibt zu: „Ich glaube an die Tradition, auch an das Okkulte, obwohl ich nicht initialisiert bin. Im Islam macht man das nicht. Aber die Opfer, die bringt man trotzdem dar. Man macht es alles zusammen.“

Ceverin meint dazu: „Rituale und Masken, die erscheinen, kenne ich eher aus dem Fernsehen.“

Wie stark aber doch alle Aspekte in einem Burkinabé brodeln, macht Saponé, Mossi und Katholik, deutlich: „Ein Freund von der Uni hatte Probleme mit seinem Knie, es wurde hier nicht besser, also hat er sich entschieden, ins Dorf zu gehen. Dort hat man ihm helfen können.“ Wenn etwas nicht in Ordnung ist, muss man zurück. Der Konflikt zwischen Bildung und Herkunft offenbart sich, als er über seine Familie spricht: „Mein Vater glaubt auf andere Weise an Gott als ich. Er ist Animist und in seinem Haus ist nicht alles beliebig. Er fragt mich: Wie wirst du weitermachen, wenn ich mal tot bin? Ich sage: Ich kann Geld beitragen, das kann ich machen für das Dorf.“ Angeblich hat Saponé einmal Hexen kennen gelernt: „Auf einem Fest spielten die Kinder. Da kam eine alte Frau an ihnen vorbei. Fünf Tage danach waren alle Kinder krank, die Frau hatte ihre Seelen zu Schildkröten umgewandelt und unter einem Stein versteckt, unweit des Platzes an dem die Kinder gespielt haben. Auch aus anderen Dörfern habe ich gehört, dass eine Hexe schlimme Sachen verursacht hat. Und ich habe Schreie gehört, am Friedhof.“

Die Tradition sei das eine, die Uni das andere: „Alles total machen, das geht nicht. Ich studiere jetzt. Aber neben der Wissenschaft ist da auch die Realität im Dorf.“ Und Saponé sieht durchaus schlechte Seiten einer veränderten Kultur: „Frauen wechseln eher die Männer, falls sie nicht mehr finanziell abhängig sind.“ Eine gute Seite der Tradition seien Medikamente, das Tanzen, die Masken. Tradition könne man auch verstehen als „die Schokoladenseite behalten“.

Ja, und auch der Linguistik-Professor Sami Tam denkt da nicht anders als seine Studenten: „Es ist doch nicht normal, dass eine alte Frau weiterlebt und ein Kind stirbt“, erklärt er die schlichte Denkweise. „Falls das ein, zweimal passiert, schaut man erst einmal in der eigenen Familie. Oder gibt es vielleicht Probleme mit einer andere Familie, warum Gott diese Strafe über alle kommen lässt?“ Man könne nichts gegen diese Tradition tun, die bis zum Verstoß vieler alter Frauen aus den Dörfern führt: „Das bringt nichts, man muss es akzeptieren.“ Die Tradition und auch ein Teil des Animismus würden nie verschwinden: „Die Leute besinnen sich bei Problemen auf ihren Ursprung und das ist wichtig. Wenn alles glatt läuft, passiert nichts. Aber wenn etwas ist, dann müssen Gründe gefunden werden. Was habe ich falsch gemacht? Ich muss zurück ins Dorf.“ Zum Examen etwa müsse vielleicht ein Opfer gebracht werden. „Man besinnt sich, so muss ich mich verhalten, ich darf nicht überheblich werden“, schließt der 40-Jährige.

18. Die Suche nach den Schuldigen: die Hexen

In Delwende, gleich am Ufer eines der drei Stauseen, leben rund 400 zumeist alte Frauen. Es ist Mittagszeit, als ich sie besuche, die vermeintlichen Hexen. Sie kämmen Baumwolle und spinnen mit der Hand, wenn sie nicht auf den Feldern sind. Sie sammeln Holz, pflanzen Gemüse an und gehen auf den Markt. Sie sammeln heruntergefallene Hirsekörner, waschen diese und verkaufen sie. Einige von ihnen essen Tô oder Foutou (Brei aus der Yams-Wurzel) mit der Hand. Eine weitere gießt die Gartenkräuter. Überall gibt es Kochstellen, nur mittags wird in der Großküche gekocht.

„Diejenigen, die hierhin kommen, haben Glück gehabt!“, begrüßt mich die deutsche Ordensfrau Schwester Maria Weis, „sie sind nicht irgendwo alleine im Busch gelandet. Manchmal wird zufällig ein Feuer gelegt an der Stelle, wo die Hexe leben könnte.“ Die Schwester, die schon lange in Burkina Faso lebt, kam zu ihrer Aufgabe als Organisatorin dieser Einrichtung ganz unverhofft. Das Haus gründete sich vor einigen Jahren aus sich selbst heraus, irgendwann wurde in der Kathedrale angefragt, ob man sich als Kirche nicht kümmern könnte. „Anfangs waren es 300 Frauen, die aus ihren Dörfern verstoßen wurden und hier waren“, erinnert sich Schwester Weis. Sie zwingt die Frauen niemals, ihre Geschichte zu erzählen, aber manchmal hat sie diese doch gehört. Sie ist fast immer identisch: In einem Dorf ist ein schlimmes Ereignis passiert, womöglich sind Kinder gestorben, und die Bevölkerung sucht eine schuldige Person. Fetisch- oder Leichenträger gehen von Haus zu Haus und lassen die Bewohner fragen: „War ich es?“ Wo Fetisch oder Leichnam mehrfach zucken, ist der Schuldige gefunden. Bezie-

ungsweise die Schuldige. Der burkinische Filmregisseur Pierre Yaméogo hat das Vorgehen in seiner Dokumentation festgehalten und sie „Delwende“ (Steh auf und geh!) genannt. Im Film ist es der eigene Sohn der Hexe, der als Fetischträger fungiert. Wohl dem, der Böses bei dieser sozialen Konstellation denkt...

Schwester Maria Weis und ihre Mitarbeiter im Frauenzentrum glauben nicht an Hexen. „Es sind oft Frauen, die vielleicht einfach mehr konnten als andere, die eine besondere Gabe hatten“, sagen sie. Afrikanischer Neid kann furchtbar sein – ein großer Nachteil der sozialen Nähe: Jeder beobachtet den Anderen ganz genau. Bei aller Solidarität sei dies ein großes Problem des engen Zusammenlebens, gibt eine afrikanische Schwester zu, die hier mit der deutschen Ordensschwester gemeinsam arbeitet. Hexen, das sind solche, die vielleicht eine stärkere Persönlichkeit hatten als andere, sagen die Schwestern. Und auf mein unverblümtes Nachfragen, ob es nicht manchmal wirklich garstige Frauen waren, sagen sie: „Ja, das Gros der Frauen hat nicht gerade einen leichten Charakter.“ Es sei die Art ihrer Diskussionen, die das zeige. „Wenn ich manche singen höre, könnten sie Griots gewesen sein“, weisen sie auf eine besondere Stellung hin, die eine solche Frau im Ort gehabt haben könnte. Dennoch sei es unerträglich, einen Menschen zu verstoßen, selbst wenn er nicht ganz einfach sei!

„Einmal habe ich eine neue Frau hier empfangen. Die anderen haben sie beobachtet und gesagt: Sie hat uns damals angeklagt“, erzählt eine Mitarbeiterin aus dem Team – und ergänzt: „Hier muss man im großen Stil verzeihen.“ Hier in Delwende vergeben sie sich schnell, wenn es mal einen Streit gibt. Es gibt große Treffen, um Dinge zu entscheiden, alle sind eine große Familie. Am Wochenende, wenn das Personal nicht da ist, sind zwei Frauen für die Leitung des Hauses zuständig. Dann entscheiden sie, wann der Arzt gerufen wird oder wer ins Zentrum gelassen wird. Insgesamt richtet sich ihr Leben in Ouagadougou nur danach, an das vorherige besser nicht mehr zu denken. Sie singen und tanzen und empfangen Besuch. Sie leben ihre verschiedenen Religionen aus. „Sie sind zufrieden, dass sie hier ihren Frieden gefunden haben.“ Die dänische Botschaft lehrt sie Lesen und Schreiben.

Die Frauen müssen beschäftigt werden, damit sie sich nicht zu viel mit ihrem Schicksal auseinandersetzen – davon ist Schwester Maria überzeugt. „Manche schreien nachts. Einmal pro Woche ist ein Psychiater vor Ort, jeden Tag ein Arzt.“ Verantwortlich sind sie hier alle irgendwie für irgendetwas. Taschengeld gibt es für die, die nicht arbeiten können.

Werden denn hier auch Frauen abgegeben, die vielleicht nie aus dem Dorf ausgestoßen werden – wie in eine Art Altersheim? „Nein“, so direkt sei das nicht, glaubt Schwester Maria Weis. Schließlich hafte dem Haus ja ein gewisser „Ruf“ an und wer möchte schon gerne eine Hexe in seiner Familie

haben? Natürlich sei es oft so gewesen, dass Ehemänner und Kinder nicht gewollt hätten, dass ihre Mutter und Frau weg muss. Und ganz selten hole die Frauen auch jemand wieder.

„Es ist eine Schande für dieses Land, dass man einer Person derart die Würde nimmt und sie sozusagen ihrer Göttlichkeit beraubt“, sagt eine afrikanische Schwester. Hier würden die Frauen – mit allen Verletzungen – zumindest zurück ins Leben geholt. „Es ist doch unglaublich, dass sie gerade die Personen mit den meisten Erfahrungen verstoßen.“ Der Staat sei verantwortlich für das Leben dieser Leute.

Eine Frau drückt mir am Rande des Stausees ganz komisch die Hand und schnippt irgendwie an meinem kleinen Finger. Für einen kleinen Moment denke ich: „Sie könnte eine Hexe sein!“ Und gleich danach, als ich mir klar mache, was mir da durch den Kopf geschossen ist, wird mir umso deutlicher: Man muss schon fest im Glauben sein, um in Afrika realistisch zu bleiben. „All diese Erzählungen von Hexen und Blitzschlägen, sie spielen einfach mit der Angst der Leute“, denke ich – und sage es auch zu Schwester Maria, die zustimmend nickt. Es wundert mich nicht, dass Kirchen und Moscheen in Burkina Faso gut gefüllt sind.

19. „Man muss kreieren!“

Bruno Doti Sanou ist mein letzter Interviewpartner und an ihn habe ich die meisten Fragen. Denn er soll mir alles noch einmal erklären, was ich so erlebt habe und mir eine Perspektive für Burkina Faso zwischen Tradition und Moderne aufzeigen. Warum er? Nun, schließlich ist er der Koordinator des „Centre africain de recherche pour une pratique culturelle du développement“ (afrikanisches Forschungszentrum für eine kulturelle Entwicklungs-Praxis). Er sucht quasi nach dem richtigen Weg!

Frage: Herr Sanou, was gilt es zu bewahren in der afrikanischen Kultur?

Bruno Doti Sanou: Man braucht eine Grundlage, auf der man sich verstehen kann. In jeder Kultur gibt es eine gemeinsame Erinnerung, auf die eine Ethnie zurückgreifen kann. Diese gemeinsamen Erinnerungen sind eine Basis, die eine Struktur ermöglichen kann. Jede Ethnie hat gemeinsame Praktiken und Strukturen. Dabei spielt die Religion eine entscheidende Rolle, ebenso wie die Vorfahren, die diese Kultur kreiert haben. Es gibt Gott, aber auch die Vorfahren in unserer Religion. Es sind unsere Vorfahren, die unsere Religion geprägt haben. Und obwohl sie tot sind, haben wir Kontakt zu ihnen. Darum sollten bei jeder Gelegenheit, die sich bietet, die Vorfahren befragt werden. Zum Beispiel bei den Bobo gibt es den Vorfahren „Do“. Er ist als Gründer der Ethnie und des Dorfes das Bindeglied

zwischen den Menschen und Gott. Aber dennoch ist Do nicht der wichtigste Geist im Dorf. Das ist der Geist des Busches, der „Sobo“. Denn wie bei den Christen etwa geht auch hier die Natur der Kultur voraus. So geht auch der Busch dem Dorf voraus. Beide Geister gemeinsam sind die wichtigsten. Wenn ein Dorf einen Fetisch behalten will, dann müssen Do und Sobo einverstanden sein. Diesen kommunikativen Aspekt finde ich am interessantesten.

Frage: Wie prägt er Burkina Faso heute?

Sanou: Die sozio-politische Situation gründet sich aus dieser religiösen Beziehung heraus. Jede Zivilisation nimmt ihre Wurzeln aus der Religion und auf deren Basis entstehen politische Systeme. Diese wiederum sind mit wirtschaftlichen Systemen verbunden, sie prägen die Produktionsweise. Viele Menschen denken, Demokratie existiert nicht in Afrika. Aber das stimmt nicht. Afrika hat seine Demokratie, aber diese ist inspiriert von der Religion. Bei den Bobo, die Do als Religion haben, existiert zum Beispiel das Wort „Chef“ nicht. Manche Menschen im Dorf sind für die Riten zuständig. Aber es gibt keine Diktatoren, alle sind Sklaven der Gemeinschaft.

Frage: Gibt es eine Art Schatz der Afrikaner, der ihnen Selbstbewusstsein verleihen kann?

Sanou: Die Afrikaner waren Akteure ihrer eigenen Geschichte, die Zivilisation ist in Afrika geboren. Wer hat den Afrikanern zum Beispiel beigebracht, Shea-Butter herzustellen? Es gab keine Einflüsse von außen, aber ab dem 15. und 16. Jahrhundert sind die Menschen hier ihrer eigenen Geschichte enteignet worden. Bis zum 13. Jahrhundert war Afrika gleichauf und in manchen Stadien sogar weiterentwickelt als Europa. Dann kam die Invasion, man hat sie als Neger behandelt, die Leute haben sich versteckt. Aber Afrikaner haben ihren Einfluss auf die Entwicklung Amerikas gehabt. Und Schwarze haben auch auf industriellem Niveau den Staaten geholfen. Und dabei natürlich ihr Wissen mit eingebracht. Es überrascht mich nicht, dass ein Schwarzer heute Präsident der Vereinigten Staaten wird. Auf allen Ebenen haben Afrikaner Amerika geholfen, aufzusteigen.

Frage: Afrikaner tragen also heute schon maßgeblich zu einer weltweiten Kultur bei?

Sanou: Oft stellt man Modernität und Tradition gegenüber. Ich bin damit nicht einverstanden, denn jede Zeit hat ihre Modernität. Heute bedeutet Modernität die Tradition der abendländischen Kultur im Jetzt. Es ist eine Tradition aus dem Mittelalter, die aktualisiert wurde. Für Afrika ist es aber heute schwieriger, seine Kultur zu behaupten, denn die Kolonisation hat ein Schulsystem eingeführt, das französische, das die burkinischen Intellektuellen von ihren Wurzeln entfernt hat.

Frage: Was ist mit der Finanzkrise in Europa, Amerika, Asien?

Sanou: Jetzt zeigt sich, dass man den Entwicklungsbegriff einmal überdenken sollte. Ist denn die europäische Situation die bessere und überlegene? Die Finanzkrise könnte das Ende der abendländischen Welt bedeuten. Geschichtswissenschaftler haben das lange vorausgesagt. Das ist für mich ein starkes Zeichen. Gibt man den Afrikanern und Menschen in südlichen Staaten damit nicht Recht, dass es richtig war, ihre Kultur zu konservieren?

Frage: Was ist denn Kultur heute?

Sanou: Die Kultur ist das, was zu kreieren bleibt. Aber jeder muss seine Zeit leben. Jede Generation hat einen Wert, den sie zum Erbe beitragen kann. Jede Generation hat eine Mission, die sie unterstützen oder verraten kann. Ob es nun die Arbeit mit Früchten oder mit Hirse ist. Wie man das transformieren kann, sollten sich junge Menschen fragen. Ich sage: Zum Beispiel, indem man Marmelade kocht oder Biskuits backt und alles der Welt zugänglich macht. Ob jemand nun auf negative oder positive Weise zur Wertschöpfung beiträgt, das liegt an ihm selbst.

Frage: Dennoch sind einige Traditionen heute sehr rückständig und möglicherweise falsch?

Sanou: Meine Großmutter hat sich noch mit Blättern bekleidet. Aber darüber beschwere ich mich heute nicht. Es war die gleiche Kultur. Meine Großeltern fanden auch, dass die Beschneidung eine gute Sache sei. Aber ich sage heute mit meinem Wissen, dass es nicht so ist. Sie haben damals die Antworten auf Fragen gefunden, die sie sich aufgrund ihrer Lebenssituation gestellt haben. Kultur ist wie eine kleine Flamme von damals, mit der man heute wieder ein großes Feuer entfachen kann. Und die afrikanische Kultur ist sehr reich. Wenn wir alleine sehen, wie kompliziert die Herstellung von Shea-Butter ist – das ist ein chemischer Prozess, der bis heute durchgeführt wird, um anschließend gute Dinge herzustellen, zum Beispiel Seife aus dieser Shea-Butter oder Pomade. Zum Thema Baumwolle zum Beispiel gibt es keine kulturelle Botschaft, die wir darüber hinaus anbieten. Da fehlt der afrikanische Einfluss. Wie etwas hergestellt wird, das geben wir aber an unsere Kinder weiter.

Frage: Aber diese Kinder sitzen längst vorm Computer oder telefonieren mit dem Handy.

Sanou: Es geht mir ein bisschen schlecht, wenn ich sehe, wie die Jungen hinrennen – nicht zur Modernität, aber zur abendländischen Kultur. Das wird ein Problem werden. Die Burkinabé sollten die Erfindungen der abendländischen Welt ja nicht alle ablehnen, sie sollten sich ihrer bedienen. Sie haben den Computer nicht erfunden, also, was können sie mit ihm tun? Sie sollten dieses Medium im Internet-Café nutzen, um ihre Kultur bekannter zu machen.

Frage: Wie soll der Nachwuchs denn dabei vorgehen?

Sanou: Ich sage den Jungen, ihr müsst euch einen Plan machen, selbst etwas kreieren. Und das dauert vielleicht mal 30, 40 Jahre, denn sie erschaffen ja für die Zukunft. Mein Sohn will zum Beispiel Bissap-, also Hibiskus-Wein, produzieren. Die Weinherstellung zum Beispiel war auch in Europa Familiensache. Warum passiert da bei uns nicht mehr mit den regionalen Produkten? Man kann nie mit dem Fertigen anfangen im Kopf, sondern mit dem Wenigen, das man hat. Man muss erfinderisch sein und dabei mit dem Einfachsten anfangen. Im Kopf müssen sich die Gedanken verändern.

Frage: Und der Staat, die Regierung, was machen die?

Sanou: Kein Land kann sich ohne Protektionismus entwickeln. Der Blick des Staates, sein Schutz, ist wichtig. Hier in Afrika hieß es erst ganz nach der europäischen Tradition wenig und dann gar kein Staat. Mit der Weltwirtschaftskrise jetzt sind es auf einmal doch wieder die Staaten, die alles regeln. Wo wir heute stehen, hat Afrika etwas Staatseinfluss nötig. Onatel, die Telefongesellschaft, ist das beste Beispiel dafür, dass es Unternehmen geben muss, die unter staatlicher Aufsicht besser laufen. In Afrika läuft es nicht ohne Staat. Er muss – das sehen wir jetzt auch in Europa – das Kapital kontrollieren, sonst beherrscht es die Welt. Die Krise ist eine Chance. Jetzt gilt es nachzudenken.

Frage: Was halten Sie von internationalen Vorgaben wie es sie in der Agenda 21 gibt?

Sanou: Alle Länder sind in Entwicklung. Da ist es gut, dass Regeln da sind – wie zum Beispiel minimale Agenda-21-Regeln für die gesamte Welt. Sie sind objektiv. Religiöse Vorgaben zum Beispiel geben aber auch solche Regeln vor – zum Beispiel zu den Menschenrechten. Alle Religionen akzeptieren dies. Gleiches gilt zur Heirat, zur Umwelt. Auf diesem Gebiet kann man sich verstehen. Es gibt eine Krise der Zivilisation heute, die so aussieht, dass man zum Beispiel in Nordamerika viele religiöse Praktiken hat, gleichzeitig aber viele Menschen durch Gewalt sterben. Schauen Sie doch mal, was alles mit der so genannten modernen Welt Einzug gehalten hat. Diese schrecklichen Pornografieseiten im Internet zum Beispiel. Das sind doch Zeichen für die Krise. Aber das kulturelle Erbe der Welt ist so wertvoll, das man es nicht in den Händen von Politik und Wirtschaft lassen kann. Es muss immer jemanden geben, der sagen muss: Das ist nicht gut. Wenn man nicht etwas aufpasst, riskiert man, wieder in der Barbarei vergangener Zeiten zu landen. Natürlich auf eine andere Art und Weise. Viel mehr interessengesteuert.

Frage: Wo liegen Chancen und Probleme Burkina Fasos?

Sanou: Leider gibt es in Burkina Faso keine Ethnie, welche die gesamte Region geprägt hat. Es gibt keine gleichen Rhythmen in der Musik zum Bei-

spiel. Aber sie ergänzen sich hier zu einer Art Symbiose, das kann man zum Beispiel in der Kirche beobachten. Einen Konsens auf dem Niveau der Kultur gibt es in Burkina Faso jedoch. Leider legt man insgesamt den Schwerpunkt mehr auf den Ausdruck als auf die Reflexion des Ganzen. Wir haben nur wenige Menschen, die reflektieren und die über Traditionen und ihren Sinn nachdenken. Die hinterfragen: Wie funktionieren die kulturellen Mechanismen? In Europa hat es in jedem Jahrhundert Intellektuelle gegeben, die reflektiert haben.

20. Fazit

„Nicht nur, weil ich Afrikaner bin, gehören für mich Junge und Alte, Babys und Greise, Teenager und Leute, die an der Schwelle des Todes stehen, zusammen“, schreibt der westafrikanische Geistliche Obiora Ike in seinem Buch „Wende dein Gesicht der Sonne zu.“ Natürlich gebe es da auch Reibung, aber wo Reibung sei, sei auch Wärme. Und Einsamkeit sei Tod mitten im Leben. Im doch so entwickelten Deutschland hat er massenhaft einsame Menschen gefunden – inzwischen ist er wieder nach Nigeria zurückgekehrt.

Mir persönlich hat in Burkina Faso vor allem geholfen, was viele belächelt haben und ich selbst schon öfter als Bürde angesehen habe: meine sauerländische, ländliche Herkunft. Die Kenntnisse von Dorf und Land sowie das Ertragenkönnen der zwischenmenschlichen Beziehungen (auch zu Nachbarn, Onkeln und Tanten) machen vieles leichter in der afrikanischen Gesellschaft. Und es hat mir während meines Aufenthaltes in Burkina Faso den Weg zu vielen Menschen geöffnet. „Du bist eingeladen“ oder „Ich schenke Dir die Tasche“ sind Angebote, die mir spontan wieder einfallen. Aber ich denke auch daran, wie schlapp ich war, als ich Tô zubereiten sollte und wie wenig ich selbst als „Landeier“ über Brunnen oder Handwerk wusste.

„Geerdet sein“ müsse man, um in Afrika zu leben, „die Basis kennen“, sagte mir eine in Burkina Faso lebende deutsche Wissenschaftlerin. Nicht die vielen Bücher haben ihr auf dem fremden Kontinent geholfen, sondern viele Besuche in Dörfern und Stadtvierteln bei ganz normalen Leuten. Und das bereits während ihrer Kindheit in Deutschland.

Was ist denn Kultur? Sie ist in Burkina Faso wie im Rest der Welt kein reines Freizeitvergnügen. Kultur drückt sich in Familie, Musik, Tanz, Wirtschaft, Handel, Glauben, Politik und vielem mehr aus. Kultur ist tägliches Leben! Und da sind die Burkinabé in der Tat viel näher dran als viele Menschen im „modernen“ Abendland: an ihren Nahrungsmitteln, an ihren Musikinstrumenten, an ihren zwischenmenschlichen Beziehungen und an ihrer Geschichte. Es gibt noch sehr viel Demut in Burkina Faso. Vor der Natur,

vor den Vorfahren, vor Gott und vor dem Schicksal. Dass sie ihre Wurzeln kennen, ist für die Burkinabé, verglichen mit uns doch so entwickelten Europäern, die schon viel kulturelle Identität verloren haben, ein großes Pfund. Doch es beginnt zu schwinden. Junge Menschen haben Zukunftsängste, weil sie neben der historischen Gegenwart (Griots, Blitzschlag und Scherzbeziehungen) unter anderem mit einer westlichen Realität (Fernsehen, Handy und Globalisierung) konfrontiert werden.

„Schöne Dinge wachsen mitten in den Dornen“, sagt dazu Obiora Ike, „in einem Mann kämpfen tausend Männer; in einem einzigen Kind einer einzigen Frau wird ein ganzes Volk geboren.“

Wenn Kultur meint, sich mit seinen Mitmenschen auseinanderzusetzen, dann sind die Burkinabé noch sehr nah dran. Natürlich gilt dies mit allen positiven und negativen Konsequenzen. „C'est pas facile.“ Es ist nie leicht. Aber: „ça va!“ Es geht (gut)!

21. Dankeschön

Wie oft sitze ich in der Redaktion und denke, was hätte jetzt ein Burkinabé gemacht? Mein Blick auf die Welt und auf mich selbst hat sich nach sechs Wochen Burkina Faso verändert. Wie sehr, dass werde ich wohl erst nach und nach merken. Aber schon jetzt danke ich der Heinz-Kühn-Stiftung, die mir diesen Aufenthalt ermöglicht hat, und vor allem Ute Maria Kilian als stets liebe, freundliche und geduldige Ratschlaggeberin und Unterstützerin (klasse!) dafür, dass ich meinen großen Traum, ein afrikanisches Land kennen zu lernen, leben durfte.

Dass es kein Traum war, daran erinnern mich immer wieder Anrufe und E-Mails aus Westafrika. Diesen Bekannten und vor allem „meiner“ Familie Sidibé – Andrea, Sadou, Aaron und Hacia – sage ich tausendfach „Danke“! Ihr habt ein Stück von meinem Herzen erobert.

Madou, Balkissa (und Familie), Léokadie, Bemba, Boris, Bruno und viele andere – ohne euch wäre ich ziemlich einsam und ohne Freunde gewesen. Ich hoffe, zumindest einige von euch einmal wiedertreffen zu können. So, wie ich weiterverfolgen möchte, was aus euch, euren Familien und eurem so schönen und friedlichen Heimatland wird. Die Nasara kommt bestimmt noch mal zu Besuch! Und ich wünsche allen, die ich dort getroffen habe, vor allem aber Andrea, dass sie sich in den anstrengenden Afrika-Momenten darauf besinnen, was sie in Burkina Faso finden können: echten menschlichen Zusammenhalt und immer ein offenes Ohr.

Die Zeit in Afrika wäre aber nicht so schön gewesen, wenn mich nicht meine Familie, meine Freunde (einer besonders, er weiß, dass er gemeint

ist!) sowie meine Kollegen (die dankenswerterweise in dieser Zeit für mich mitgearbeitet haben) so sehr unterstützt hätten: ein Stück „Abendland“ über E-Mail und Telefon.